Johann Graf Fekete

Wien
im Jahre 1787

Ríkola Verlag

UCSB LIBRARY
X-50726

Galanthár Fekete János

JOHANN GRAF
FEKETE DE GALÁNTHA

WIEN IM JAHRE 1787

Skizze eines lebenden Bildes von Wien, entworfen von einem Weltbürger

Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von
VICTOR KLARWILL

MIT 8 BILDTAFELN

RIKOLA VERLAG
WIEN · LEIPZIG · BERLIN · MÜNCHEN
1921

Copyright 1921 by Rikola Verlag A.-G., Wien
Druckerei J. N. Vernay A.-G., Wien

EINLEITUNG

Schriften aus alten Tagen sollen nur dann neuem Lichte ausgesetzt werden, wenn sie die Sprache ihrer Zeit so vernehmlich zu sprechen wissen, daß sie alle Gedanken, Irrtümer, Hoffnungen, Pläne, Wirrnisse und Schmerzen Jener verkünden, die die Zeit ihrer Abfassung erlebten.

Mitten in dem tastenden, drängenden Josefinismus ist das kleine Buch des Grafen Fekete über Wien entstanden. Vierzig Jahre lang war ein großer Staat von einer tüchtigen Frau regiert worden, die sich bei aller Wahrung ihrer kaiserlichen Höhe doch stets als Mutter ihres Reiches gegeben hatte, als fromme, sittenstrenge Hausfrau, deren letzte Jahre aber schon manchen Zwist mit ihrem Ältesten gesehen hatten, der das Überkommene, das Gewohnte gering achtete und voll war von den Gedanken, die trotz aller Vorsicht von draußen über die Grenzen hereingeweht

worden waren. Als dann Maria Theresia starb, trat ein Herrscher an ihre Stelle, der sich als der erste Diener seines Staates fühlte und von einem Neuerungswillen beseelt war, der auch einen gesünderen Organismus zerstört hätte, als den seinen. Vielleicht ahnte Josef II., daß ihm kaum ein Jahrzehnt eingeräumt sein sollte, um alles auszuführen, was ihm als gut und nötig erschien. An die Stelle des mütterlichen Regimentes trat das Walten eines strengen, fahrigen, hastigen Despoten, der seine Macht oft an die kleinsten Unscheinbarkeiten verschwendete, der überall sein, alles sehen, alles ändern mußte. Ihm war der Staat eine Maschine, die er in schnelleren Gang bringen und für immer unzerstörbar machen wollte. Selten hat gutes Streben ärgeren Schiffbruch erlitten. Die Maschine war so raschem Laufe nicht gewachsen, die Reibungen wurden immer größer, ein Rad nach dem anderen zerbrach. Als Josef in tiefer Enttäuschung schied, waren die Niederlande verloren, Ungarn fast in Aufruhr, und was nach ihm kam, hieß Kaiser Franz.

Zur Zeit aber, da Graf Fekete sein „Lebendes Bild von Wien" entwarf, lebte

Josef II. noch, da gab es Gedanken- und Preßfreiheit, man durfte statt „Gott" das höchste Wesen sagen, den Predigern ihr schlechtes Deutsch vorwerfen, die Ehescheidung fordern und selbst öffentlich die Frage stellen: „Warum wird Kaiser Josef von seinem Volke nicht geliebt?" Die Antwort war leicht zu geben: Sein Volk war eben kein Volk, es waren Österreicher und Ungarn, aus denen keine Staatskunst jemals ein Volk zu machen verstanden hat, damals nicht und später erst recht nicht.

War dieser Graf Fekete nicht selbst ein merkwürdiger Geselle? Ein Ungar aus uraltem Adel, aus jener Schichte von Grundbesitzern, die selten den wirklichen Umfang ihrer gesegneten kleinen Reiche kannten, weil sie sich fast niemals bemühten, ihre fruchtbare Scholle zu bestellen. Große Herren mit Leibhusaren, die auf den Reichstagen ein furchtbares Latein sprachen, eifersüchtig ihre Rechte wahrten, aber selten auf gutem Fuße mit bedrucktem Papier standen.

Da ward nun im Jahre 1741, dem Jahre des „Moriamur pro rege nostro", dem ungeheuer reichen, mit allen großen Familien des Landes verschwägerten Judex

Curiae Grafen Fekete de Galántha ein Sohn, Johann, geboren, der aus der Art schlagen sollte. Als einziges Kind wurde er zuerst auf dem väterlichen Schlosse Fóth erzogen und dann im Jahre 1754 nach Wien ins Theresianum, die adelige Ritterakademie, geschickt. Maria Theresia begnadete diese ihre Schöpfung mit vollster Huld, und die Jahresprüfungen am Theresianum waren eigentlich Hoffeste, die mit allem Pomp begangen wurden. Die Annalen des Hauses sind des Lobes voll über den jungen Fekete, dem für sein eifriges Streben eine goldene Ehrenkette zuteil wurde. Der alte Judex Curiae Graf Fekete wäre gerne der Vater eines Juristen gewesen, aber diese Hoffnung schlug fehl. Rousseau und Voltaire schienen dem jungen Grafen viel hellere Sterne als Justinian und Caius. Vor allem galt sein Sinnen Voltaire, dem lebendigen, starken Gott aller Zweifler. Es war Mode, französische Gedichte zu schreiben, und Fekete machte diese Mode mit, ja er wagte es sogar, ein paar Verse nach Ferney zu schicken, die vor Voltaire Gnade fanden. Es war jedoch ein kurzes, kühles Lob, und Fekete wollte Besseres hören. Neue Verse gehen an den Genfer See und mit ihnen

eine Probe des Köstlichsten, was Ungarns Boden zeitigt: hundert Flaschen Tokaier. Jetzt fand Voltaire die Reimkunst des fernen Verehrers weit schmackhafter und kargte nicht mit Anerkennung. Zwei Jahre dauerte dieser Briefwechsel. Inzwischen war Fekete bei den Siskovich-Husaren als Offizier eingetreten und hatte eine Gräfin Eszterházy geheiratet, ein böses Weib, das ihm sein ganzes Leben vergiftete. An dichtenden Offizieren hat es dem alten kaiserlichen Heere nie gemangelt, auch damals zählte es ihrer einige, zum Beispiel Ayrenhoff, der es bis zum General brachte, und den Fürsten von Ligne, der sogar Feldmarschall wurde. Mit beiden war Fekete eng befreundet, und der Fürst von Ligne, der begeisterte Voltairianer, hat Fekete wohl einiges von der eigenen Schwärmerei für Voltaire eingeflößt.

Dem Grafen Fekete war kein Kriegsruhm beschieden. Er machte zwar den bayrischen Erbfolgekrieg mit, verhinderte die Plünderung einer Stadt, ging aber schon im Jahre 1779 in Pension. So blieb ihm reichlich Zeit zum Schreiben und — zum Schuldenmachen. Darin war der Graf ein noch viel größerer Meister als in der Dichtkunst.

Der Vater, der gelehrte Judex Curiae, war dem Sohn auf diesem Wege vorangegangen, und als der alte Herr starb, lag auf seinen Gütern der böse Mehltau unzähliger Hypotheken. So saß Graf Johann in dem Schlosse seiner leichtlebigen Vorfahren, gepeinigt von einer ungeliebten Frau, verbittert durch seine fehlgeschlagene Soldatenlaufbahn und schrieb. Zwei Bände Verse „Mes Rhapsodies" hatten wenig Widerhall gefunden. Wirklichen Wert besitzt nur das kleine, hier vorliegende Werk über Wien. Wenn auch sein Verfasser das Büchlein nicht ernster genommen wissen will, als den öden Broschürenhaufen, der Wien damals überschwemmte, so steht es doch bedeutend höher, als diese längst vergessenen Folgen einer Preßfreiheit, die rascher gegeben als verstanden war. Es gab einst einen Ehrentitel in Österreich: den eines Josefiners. Ein echter Josefiner spricht hier zu uns. Auch er steht im Sturm und Drang des Tages, aber das Bild von Wien ist gut getroffen, und sein Maler darf sich getrost einen Weltbürger nennen. Die Begeisterung für Josef II. war stärker als der Groll über das harte eigene Los. Sanft hatte der Kaiser ja Vater und Sohn

nicht angefaßt. Dem alten Grafen hatte der Monarch das Amt genommen, und dem jungen gewährte er erst nach vielen Bitten gnadenweise den Titel eines Generalmajors mit 2000 Gulden Jahresgehalt. Aber Fekete sah hinweg über das Persönliche, der Kaiser war ihm der Lichtbringer seiner Staaten, und ihm huldigte er.

Über Feketes weiteres Leben ist nicht viel zu sagen. Nach dem Tode Josefs wurde er einer der Führer der Opposition auf dem Reichstage, eiferte für die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung und die Aufstellung eines rein ungarischen Heeres. Aber er sprach auch für die Glaubensfreiheit und, das soll besonders hervorgehoben werden, er, der ungarische Hochadelige, wollte die Rechte der nichtmagyarischen Völker Ungarns gewahrt wissen. Zu dieser Weisheit haben sich mit und nach ihm recht wenige seiner Landsleute bekannt. In seinen alten Tagen ist Graf Fekete viel gereist. Er besuchte Deutschland und Italien und stand in regem Verkehr mit ungarischen Gelehrten, besonders mit dem Ästheten Ludwig Schedius.

Außer den „Rhapsodies" und dem „Tableau vivant de Vienne" hat Graf Fekete nur

ungarische Schriften hinterlassen. Das Nationalgefühl erwachte auch in ihm, das Weltbürgertum entschlief.

Am 21. Juli 1803 ist der Graf gestorben, und in der Ahnengruft der Dorfkirche zu Fóth liegt er begraben.

Nach seinem Tode erst merkte man, wie eifrig er sich als ungarischer Schriftsteller um die Veredelung seiner Sprache bemüht hatte. Eine große Zahl von Gedichten lyrischen und philosophischen Inhaltes, Voltaires und Montesquieus Einfluß ist unverkennbar, wurden gefunden. Aber auch an die recht gelungene Übersetzung Ovids, Rabeners und Blumauers hatte sich Fekete gewagt, ja er schreckte sogar nicht davor zurück, fünf Gesänge des „Rasenden Roland" in freie ungarische Verse zu bringen.

Das in sehr gezierten, unendlich langen französischen Perioden geschriebene kleine Wiener Buch des ungarischen Grafen feiert nach fast hundertundvierzig Jahren hier seine Wiederkehr. Vieles von dem, was er zu sagen weiß, ist für immer versunken und verklungen. Aber es ist das Werk eines Mitsuchenden und Mitstrebenden, und als das soll es gewertet werden.

WIEN
IM JAHRE 1787

Erste Gedanken oder Prolog

Ich habe bemerkt, daß man sich nicht die Mühe genommen hat, zwei große Bücher zu lesen, die immerhin einigen Wert besaßen und je zwei Bände umfaßten, obwohl ich mich damit geplagt habe, sie zu schreiben, und dabei beabsichtigte, mich zu unterhalten, ohne die anderen zu langweilen. Ich will erproben, ob der Geschmack an den Broschüren diesem kleinen Embryo nicht ein besseres Los bereitet, wenn er auch noch weniger taugt als einige seiner Geschwister, mindestens in den Augen jener, die sich auf Broschüren ebensogut verstehen, wie ich Fachmann in Reliquien bin.

Wenn ich auf diesem beschränkten Gebiete nicht mehr Glück habe, als mit meinen dicken Schmökern, werde ich mich dem Gewerbe Horazens und Boileaus zuwenden, trotzdem ich weder ihre Be-

gabung, noch ihre glückliche Leichtigkeit besitze, jedermann in schönen, wohlklingenden Versen die gebührende Wahrheit zu sagen. Ich werde sie Ihnen, verehrte Leser, in schonungsloser Prosa vorsetzen, die Sie entzückend finden werden, denn man lacht ja gerne auf Kosten seines Nächsten.

Vicinumque pecus grandius uber habet

Mag nun die Prosa kreischen oder mögen die Verse schwer verdaulich sein, es verschlägt nichts; die üble Nachrede ist stets ein unfehlbares Mittel, sich ebensoviele Leser zu verschaffen, wie Pius VI. Gläubige zu segnen hatte, wenn er sich dazu bequemen wollte . . .

Ich weiß nicht, wo ich stehen geblieben bin, als ich diese Vorrede zusammenstoppelte. Ich kann nur sagen, daß ich übellaunig bin wie ein bissiger Köter, und daß dies nicht der richtige Augenblick ist, sich an das Publikum zu wenden, um seine Nachsicht zu erbitten. Ich habe andere Dinge im Kopfe, als das gute oder schlechte Schicksal dieser Schmiererei. Man trage sie zum Buchdrucker, damit ich sie nicht mehr

Stubenmädgen.

Fille de Chambre.

auf meinem Tische finde und nicht mehr von jenen darüber sprechen höre, die an der Türe gehorcht haben, als einige Schmeichler mich ausholen wollten über das lebende Bild, das ich ohnedies nur einem Dutzend meiner besten Freunde vorgelesen hatte.

Skizze eines lebenden Bildes von Wien, entworfen von einem Weltbürger

„Non agimur tumidis velis
Aquilone secundo
Non tamen adversis, aetatem
Ducimus austria."
Horaz

Ich werde mich nicht in eine topographische Beschreibung dieser großen deutschen Stadt einlassen. Die übermäßige Genauigkeit des Reisenden N . . .[1] enthebt mich dessen. Auch werde ich nicht den Spuren des . . . folgen, der bei der Verdauung der guten Gastmähler, mit denen man dort überfüttert wird, sich in Lobsprüchen überbietet, die eher den Köchen als ihren Herren gebühren. Ich werde mich

1 Fekete, Wien

darauf beschränken, eine Skizze von der Hauptstadt der österreichischen Monarchie zu geben und dabei jener Leidenschaft für die Wahrheit zu frönen, die immer meine Feder geführt und mir so oft den Haß derjenigen zugezogen hat, die sie niemals und nirgends ertragen können.

Die Lage Wiens ist jedermann durch mehr oder minder gute Karten bekannt, und man weiß, wie sehr der große Josef zur Verschönerung der Wohnstätten jener beigetragen hat, die ihn weit öfter verkennen und schmähen, als seine übrigen Untertanen. Das große Spital, die Kasernen, so viele verbreiterte Straßen, die Alleen auf dem Glacis, der Prater und der Augarten, von denen ich bei Gelegenheit reden will, zeugen nicht weniger für den Weitblick dieses Monarchen, als für seinen hervorragenden Geschmack in den Künsten. Einer dieser Beweise sicheren Verständnisses ist die Freilegung des prachtvollen Gebäudes der kaiserlichen Bibliothek. Dieser Palast, das seines köstlichen Inhalts würdige Gefäß, ist ein wertvoller Ueberrest der Regierung eines Herrschers, den man heruntersetzen wollte, weil er nicht immer glücklich war. Das Gebäude war von Hütten und Buden

eingeschlossen, die seinen Anblick fast völlig verbargen.*

Ein unfehlbares Mittel, Wien mit Paris und London in eine Reihe zu bringen, ja es sogar über diese beiden prächtigen Mitbewerberinnen zu erheben, wäre die Durchführung des folgenden Planes, dessen Verwirklichung vielleicht das Jahr 2440 erleben wird, wenn der tätige und außerordentliche Geist des Kaisers es anderen überläßt, ihn auszuführen und sich nicht selbst daran wagt.

Man müßte nach Niederlegung der Befestigungswerke die Vorstädte mit der eigentlichen Stadt vereinigen. Wälle sind überflüssig für einen Staat, der dreimalhunderttausend Soldaten unterhält und über gesicherte Grenzen verfügt. Es müß-

* Dort sollte man, so wie auf der Place des Victoires, die Statue Josefs errichten, der den Fanatismus, den Aberglauben und die Scheinheiligkeit mit Füßen tritt. Dieses Denkmal wäre viel wahrheitsgetreuer als die vier gefesselten Völkerschaften zu Füßen Ludwigs XIV., der ohne die glückliche Kühnheit des Marschalls Villars[2] seine Erfolge durch Herrschsucht ebenso beeinträchtigt hätte, wie er sein Leben durch seine Ehe und die Dragonaden befleckt hat.

ten Barbarenzüge, so groß wie jene, die einst das römische Reich zerstörten, erfolgen, und Josef müßte ebenso unwürdige Nachfolger erhalten, wie jener Octavian, der zu Beginn seiner Regierung so grausam und dann immer schlauer als groß war, um eine Wiederkehr jener unglücklichen Zeiten befürchten zu müssen, wo die Mauern um Wien die einzige Schutzwehr gegen die ottomanische Eroberungssucht gewesen sind. Weit mehr hat Konstantinopel den Flug unserer Fahnen auf seine Kuppeln zu fürchten, als Wien daran denken muß, seine Vorstädte beim Herannahen des Halbmondes zu zerstören. Und dennoch wird behauptet, daß ein Teil der außerhalb Wiens liegenden Stadtteile zu diesem Zweck unterminiert ist. Dieser Halbmond konnte nur furchtbar werden dank dem schlechten Zustand der christlichen Heere, als die elend disziplinierten Banden, die man ihm entgegenzuwerfen hatte, an ihrer Spitze eines großen Mannes entbehrten, der durch sein Genie ihre wesentlichen Fehler und Schwächen aufzuwiegen vermochte. Die Türkei verdankt jetzt ihr Heil nur der Eifersucht der Herrscher, die einst vor ihr zitterten.

Die niedergelegten Festungswerke könnten, gleich den Boulevards in Paris, der Verschönerung der Stadt dienen und in einen Spaziergang verwandelt werden, der seinem Vorbilde weitaus überlegen wäre. Diese Maßnahme würde auch Wien die Annehmlichkeit einiger mehr oder weniger schöner Gärten innerhalb seines Weichbildes bescheren, deren größte dem allgemeinen Zutritt geöffnet werden könnten, wie jene der Tuilerien, des Palais-Royal und des Luxembourg. Eine steinerne Brücke müßte die Leopoldstadt mit der Inneren Stadt verbinden, und zu beiden Seiten des Donauarmes sollten Kaibauten errichtet werden. Auf der Brücke stelle man die Reiterstatue Maria Theresias auf, so wie man sie bei ihrer Krönung in Ungarn erblickte, als sie eine von ihren Vorfahren verkannte Nation dazu aufrief, sie an ihren nächsten Verwandten zu rächen und einen durch Unterdrückung eingeschlummerten alten Heldenmut wieder zu finden. Dieses Standbild würde Österreichern, die Reisen unternommen haben, den Pont-Neuf in Erinnerung bringen und die verschiedenen Völker der Monarchie daran mahnen, daß ihre Herrscherin ohne Unterlaß darauf be-

dacht war, den Wunsch des guten Heinrich IV., dieses wahren Helden der Menschheit, zu verwirklichen. Wenn es Maria Theresia nicht gelang, jedem Bauer ein Huhn für seinen Topf zu verschaffen und jedem Bewohner ihrer Staaten das höchste Maß irdischen Glückes zu gewähren, so war dies sicherlich nicht die Schuld einer Fürstin, deren ausgezeichnetes Herz darnach verlangte, jeden Tag durch eine neue Wohltat zu kennzeichnen. Maria Theresia hat niemals ihrer tapferen Ungarn vergessen, die auf ihrem Haupte die schwankend gewordene Krone ihrer Ahnen festgehalten hatten. Dies hatte sie nur ihrem Mute und der Zuneigung der Magyaren zu danken.

Die Vereinigung mit den Vorstädten würde die Möglichkeit bieten, eine bedeutend größere Einwohnerzahl als die jetzige bequem unterzubringen. Dann könnten zur Verbreiterung von Nebengassen zahlreiche Häuser niedergerissen werden, so daß die auf den öffentlichen Plätzen flutende Volksmenge sich leichter in der Stadt verteilen könnte.

Die Fortschritte des Geschmackes, dem der Herrscher mehr als ein Beispiel ge-

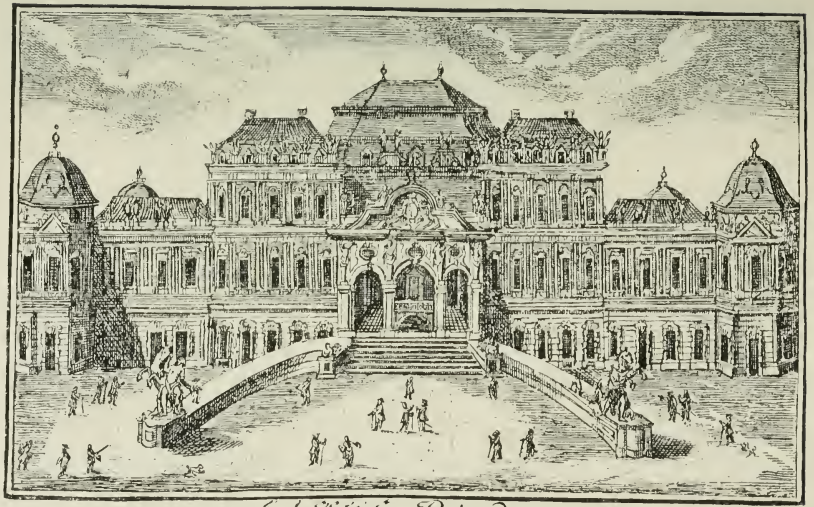
geben hat, das erleuchtete Köpfe ziemlich eifrig befolgten, würde den Bauten ein weniger altertümliches Aussehen verleihen. Man würde dann nicht mehr, wie heute, diese unförmigen Kolosse erblicken, an deren übereinander getürmten Stockwerken der Vorteil des Eigentümers weit mehr Befriedigung findet, als das Auge des empörten Beschauers.

In einem schönen Stadtviertel sollte ein einfach, aber edel gebauter Tempel errichtet werden.* Dieser würde der Verherrlichung der großen Krieger dienen, deren Mut den Staat gestützt hat, und jener kleinen Anzahl von Ministern und Bürgern, die zu seinem Glück durch ihre Verwaltungs- oder Aufklärungstätigkeit beigetragen haben. Sogar jene, die nur in den schönen Künsten sich hervorgetan hätten, würden dort ihren Platz finden. Alle Wissenschaften und Künste speisen den großen Strom, der unsere Kenntnisse ernährt und erhöht. Metastasio, dieser edle Schwan Toskanas, würde dort neben den Gelehrten stehen, die man unter der

* Dieser einer deutschen Schrift entnommene Gedanke wird dem vorliegenden Büchlein hoffentlich nicht den Vorwurf des Plagiates zuziehen.

Regierung Karls VI. und Maria Theresias glänzen sah; denn jene, welche die Sitten eines Volkes veredeln, verdienen nicht minder seine Dankbarkeit als jene, die es belehren, lenken oder verteidigen.

Dort würde man Spork [3] erblicken, der die Neutralität des höchsten Wesens nur erflehte, um die vierfach überlegenen Barbaren zu schlagen, und der, wie sein Sieg zeigt, trotz der Eigenart seines Gebetes Erhörung gefunden haben muß. Ferner Tilly, Wallenstein, die dem großen Gustav Adolf Halt geboten, Georg Rabatta[4], der mit einem kleinen schlechten Heere die Osmanenflut aufhielt, Montecuccoli[5], den Sieger von Sankt Gotthard, den würdigen Schüler Turennes, die beiden Starhemberg, den furchtlosen Verteidiger dieser Stadt [6] und den Sieger von Almanza[7], den Ränke um den Erfolg dieses Tages brachten. In diesen Tempel gehören auch: Ludwig von Baden[8], der bei entsprechender Unterstützung erst in Konstantinopel Halt gemacht hätte, dann der furchtlose Ahne des jetzigen Kaisers, der an der Befreiung Wiens und der Wiedereinnahme Ofens teil hatte, jener Eugen, dem das Glück nur einmal untreu war, und den der Neid



K. Lustschloß Belvedere.

dafür bestrafen wollte, gesiegt zu haben. In meinem Tempel sehe ich ferner den General Römer[9], dessen Heldentod Preußens Bestand festigte, und dessen nur um einige Augenblicke verlängertes Leben den Bau dieses Staates erschüttert hätte. Dort erblicke ich noch Khevenhüller[10], dessen man sich erst erinnerte, als die feindlichen Aufklärer schon fast an den Toren Wiens standen, und der in einem einzigen Feldzug Österreich wiedereroberte und sich Bayerns bemächtigte. Dann Traun[11], den Lehrmeister Friedrichs, den unerreichten Meister in der Manövrierkunst, dem es in einigen Monaten gelang, den Eindringling kampflos aus Mähren und Böhmen zu vertreiben.

Zu Füßen dieser Standbilder würde man sich in Tränen daran erinnern, daß trotz aller Erfolge andere die Lage des Reiches gefährden durften, den jene auf so feste Grundlagen gestelltt hatten. Beim Anblicke Trauns würde man sich entsinnen, daß er des Nötigsten entraten mußte, als er starb.

Außerdem würde man dort den österreichischen Fabius, Daun[12], erschauen, der als erster das Glück hatte, einen Helden

zu besiegen, dessen Invalidenhaus bis dahin ohne leere Großsprecherei den denkwürdigen Spruch trug: „Laeso, sed invicto militi.“ In jenem Tempel gebührt ein Platz auch Lacy, dem Schöpfer des österreichischen Heeres, dessen Geschicklichkeit seinen Vorgängern mehr als einen Sieg und seinem Herrn sichere Erfolge verbürgte. Lacy[13], der Berlin erzittern machte, während er es vor der Plünderung durch die Russen bewahrte, und dessen Rückzug selbst Friedrich bewunderte, ohne ihm etwas anhaben zu können, und den man später durch seine weisen Vorkehrungen die Tätigkeit des nordischen Alexanders hemmen gesehen hat. Laudon[14], eben so glücklich und nicht weniger unternehmungslustig als Eugen, darf dort nicht fehlen; ihm war es beschieden, zu sehen, daß selbst eine Niederlage seinen Ruhm in den Augen eines Helden vermehren konnte, der groß genug war, zu erkennen, daß er den Erfolg bei Liegnitz nur dem Verrate zu danken hatte. Ehret dort ferner Kaunitz, jenen gottbegnadeten Biedermann[15], der mit sicherer Hand seit langer Zeit das Geschick Europas leitet, und den die Fremden mehr bewundern als seine Mitbürger. Huldiget

dort auch jenem Kanzler[16] von Ungarn, dessen rechtschaffener und allgemein geschätzter patriotischer Eifer von dem großen Josef nicht verkannt wird, und auch seinem Arbeitsgenossen, dem er ohne Eifersucht ein höheres Amt einräumte, das von rechtswegen ihm zukam. Batthyány, den Maria Theresia so hoch schätzte, daß sie ihm während einer Krankheit schrieb, sie hoffe, ihn ihrer Nachkommenschaft als kostbares Erbstück zu hinterlassen. Danket auch in meiner Halle diesem Rudolf Chotek[17], dem Schöpfer seines Glückes, das seiner Begabung niemand mißgönnte, und dem unermüdlichen Hatzfeld[18], den allein die Ehre dazu bewog, die schwere Bürde der Geschäfte zu tragen, und vielen anderen, deren Namen einem Soldaten entgeht, der politische Verdienste nicht gerecht zu beurteilen vermag.

Vergeblich aber würde man in diesem Pantheon den ... und den ... suchen, die beim Exerzieren sich hervortun, aber nicht mehr auf ihrem Platze zu finden sind, wenn einmal die Kanonen ihre mißtönige Musik vernehmen lassen. Dort würde man auch nicht jene Minister früherer Regierungen

erblicken, die nach dem Blute und dem Golde der Opfer begehrten, die sie ihrer Raserei oder ihrem Geiz darbrachten, und deren mehr als einer sich durch unselige Schandtaten besudelte, aus denen unsere Nachbarn ebenso erfolgreich wie geschickt Nutzen zogen. Auch jene politischen Embryonen hätten in jenem Tempel keinen Platz, die ihrer Ehrsucht frönen und nichts für heilig erachten, wenn es sich darum handelt, ihren Gelüsten, ihrer Unfähigkeit und ihren unseligen und verderblichen Plänen zu folgen, denen sie den Anschein augenblicklicher Nützlichkeit zu geben verstehen.

Auch die unzähligen Broschürenerzeuger, die Wien überschwemmen und ihm die Verachtung des Auslandes zuziehen, weise ich von den Pforten meines Tempels. Desgleichen die Dichterlinge und falschen Kenner, die sie ermutigen, ohne die kleine Anzahl von Genies von der krächzenden Menge unterscheiden zu können. Wohl aber würde man dort Van Swieten[19], den Vater, und de Haën[20] an der Seite mehrerer Gelehrten aus der Zeit Karls VI. antreffen, und Metastasio nebst einigen anderen, deren Prosa oder Verse nicht

von der allgemeinen Seuche befallen sind. Dieses erhabene Merkzeichen der Dankbarkeit eines Volkes würde dem höchsten Wesen sicher weit weniger mißfallen, als die zu seiner Anbetung bestimmten Tempel, die durch die gleich schlecht gemachten wie unziemlichen Statuen der in Rom erzeugten Heiligen entweiht werden, deren Großteil der Himmel verabscheut.

Die alte Wohnstätte der Herrscher, die mehr als einer der Vorfahren Josefs von meuternden Bürgern belagert gesehen hat, könnte außen eben so schön geschmückt werden, wie die prachtvolle Fassade der Reichskanzlei.

Die Wächter der Hofburg dienen heute ja nur der Verkündigung der Größe eines Herrn, der Wachen sonst überall verschmäht, und dessen bester Schutz in der Liebe seiner Völker ruht. Auch das Nationaltheater sollte durch eine schöne Säulenhalle geschmückt und die rechts und links zu dem Gebäude führenden engen Gäßchen müßten entfernt werden.

Die Pfarrkirchen, die einzigen Gotteshäuser, die geduldet werden dürfen, müßten sämtlich des dort zu verehrenden Wesens

und unseres Jahrhunderts würdig gestaltet werden, denn unsere Zeit weiß, daß keine Art, der Gottheit Ehrfurcht darzubringen, verfolgt werden darf, und daß die herrschende Religion von Fanatismus und Aberglauben gesäubert werden muß, um zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzukehren. Deshalb auch sollte man alles niederlegen, was den freien Anblick der Stephanskirche verwehrt, dieses Denkmals gotischer Kühnheit, das so schön von der sonstigen prächtigen Bauart der Stadt absticht.

Der Geschmack an der Verschönerung der Wohnungen, die Kunst, die Behausungen so bequem zu gestalten wie in Frankreich, hat in Wien schon so starke Wurzeln geschlagen, daß es überflüssig ist, darüber zu sprechen. Das den Josefsplatz zierende Palais des Grafen von Fries[22], dieses Wahrzeichen der von Erfolg gekrönten Ehrlichkeit und Geschäftstüchtigkeit, mag jenen als Vorbild dienen, denen es nicht vergönnt war, auf langen Reisen das wahrhaft Schöne kennen zu lernen. Hier ist alles des sicheren Empfindens seines bescheidenen gegenwärtigen Besitzers und der Reichtümer würdig, die ihm sein Vater gleichzeitig mit jenem Ge-

schenk hinterließ, das Horaz so schön benennt:

Dii tibi divitias dederint artemque fruendi.

Er selbst, Graf Fries, könnte mehr als einem von jenen als Muster dienen, die ein törichter Hochmut glauben läßt, daß sie ihm zu viel Ehre erwiesen, wenn sie sich ihm gleichstellten.

Die Umgebung Wiens ist ebenso lieblich wie angenehm durch Gärten geziert, von denen der Großteil im Geschmacke Le Nôtres angelegt ist. Einer davon gehört dem großen Manne, der

Populares vincentem strepitus et natum
rebus agendis,

und, wie ich es oben gesagt habe, Neuschöpfer der Infanterie und der österreichischen Reiterei gewesen ist.

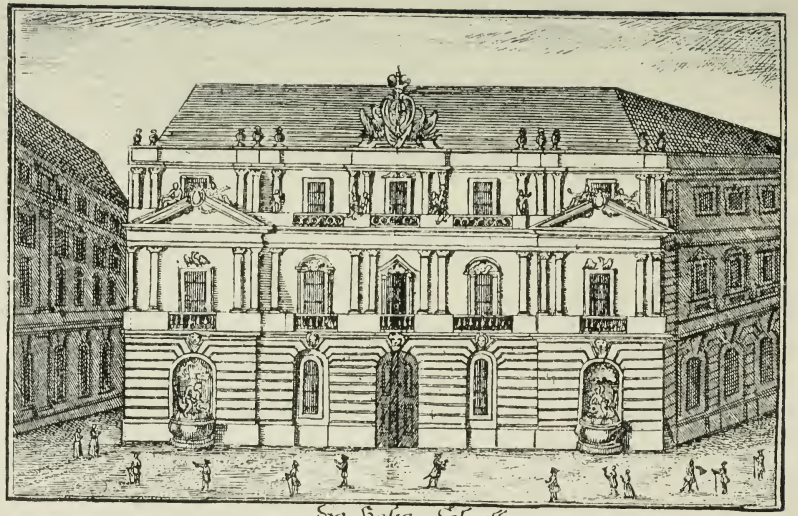
Dieser Besitz kann, unterstützt oder gefördert durch seine natürliche Lage, als eines der vollkommensten Beispiele der viel gerühmten englisch-chinesischen Gärten bezeichnet werden. Ist es für einen Denker nicht einer der fesselndsten Anblicke, die beiden größten Helden der kaiserlichen Monarchie in Dornbach und Hadersdorf, wie Curius Cincinnatus, den Spaten in der Hand, diese selbe Erde bebauen zu sehen,

die ihre Ruhmestaten so oft mit Blut getränkt haben?

Nachdem ich nun einige Bemerkungen über die Örtlichkeit gegeben habe, ist es an der Zeit, die Einzelheiten über die Veranlagung, die Sitten, die Vergnügungen und das Maß der Kenntnisse jener aufzuzeichnen, welche diese große Stadt bewohnen.

Über das Volk im Allgemeinen

Die Bevölkerung von Wien ist, wie die aller großen Städte, neugierig und selbst auf das kleinste Vergnügen erpicht. Überdies ist sie bereit, der Spielball des ersten besten Schwindlers zu werden; außerdem sind die Wiener schnell fertig mit der Bewunderung, aber nicht minder rasch in der Verurteilung jener, die sie zu beherrschen oder zu verteidigen haben. Im allgemeinen sind die Wiener aber sehr wenig bösartig und noch weniger gefährlich, wenn sie sich auflehnen. Ihr wichtigstes Merkmal ist ihre Freude am Essen, die sie zu vier Mahlzeiten am Tage verleitet, wenn es der Geldbeutel gestattet. Außerdem aber ist der Wiener erfüllt von der abergläubischesten Frömmelei, der schmutzigsten Genußsucht und einem



Die Hohe Schull.

törichten Hochmut, der ihn zur Verachtung der Fremden verleitet, weil er oft solche zu sehen bekommt, die sich auf seine Kosten bereichern wollen und seine Gutmütigkeit auszunützen verstehen. Hier kann man hinzufügen:

Plebem vero, etiam togatos.

Der Wiener verbringt sein Leben mit der Tagesarbeit, um am Abend in einem Bier- oder Weinkeller davon auszuruhen. Dort richtet er die Minister und Generale und entwirft selbst Verwaltungs- und Feldzugspläne nach seinem Geschmack. Der Sonntag gehört den Theatern, deren es fast in jeder Vorstadt gibt, den Spaziergängen, den Feuerwerken und den Tanzunterhaltungen. Früher ersetzten ihm Wallfahrten nach Lanzendorf, Maria Taferl und anderen Gnadenorten die Spässe, die ihn nun erfreuen, und er merkt nur an der jetzt herrschenden etwas größeren Schicklichkeit, daß seine Vergnügungen den Gegenstand gewechselt haben. Im Grunde ist der Wiener wenig fromm, und er war der strengen Glaubensübung nur deshalb ergeben, weil sie ihm häufig Gelegenheit zu Ausflügen und Schmausereien bot, die jederzeit sein heißestes Trachten sind.

Unter der Handwerkerschaft gibt es einige, aber recht wenige, die den Mut besaßen, im Ausland den Geschmack zu suchen, der ihnen fehlt, und ihre Erfolge haben sogar die Erzeugnisse jener beeinflußt, die ihnen nicht nachstrebten. Die Leistungen des Wiener Gewerbsmannes sind zu einer ziemlichen Vollkommenheit gediehen, und ein Kenner läuft nicht Gefahr, seine Pläne verstümmelt zu sehen, aber er muß sich wohl hüten, dem Erfindungsgeist selbst des geschicktesten Meisters irgend etwas allein zu überlassen. Außerdem gehört die entsprechende Geduld zu diesen Leuten.

Der Luxus, diese vielleicht heilsame Geisel der großen Staaten, hat hier alle Schichten der Bevölkerung verdorben, und die Frau eines Schneiders ist heute prächtiger gekleidet, als die Gattin eines Millionärs vor einem Jahrhundert.

Der behäbige Bürger unterscheidet sich von dem niederen Volke nur durch einen ebenso schlecht verstandenen wie unheilvollen Aufwand und durch die lächerliche Sucht, es jener Schichte des Adels gleichzutun, der er am nächsten steht. Dieser Abstufungen gibt es in Wien unzählige. Die Wesensart des Bürgertums ist ungefähr

die gleiche, wie die der anderen Klassen, und nur bei einigen hat das Kaffeehaus, das Wirtshaus, das Nationaltheater die Possen verdrängt, welche die frommen Mummereien zu ersetzen hatten.

Die leichtsinnige Weiblichkeit ist in Wien sehr hübsch und ebenso nichtsnutzig, wie in allen anderen Hauptstädten. Die Gilde der „Stubenmenscher" zeichnet sich durch eine Kopfbekleidung und ein Mieder aus, die geeignet sind, die Anziehungskraft ihrer Reize unendlich zu heben. Der Luxus hat den Leichtsinn unter der Bürgerschaft allgemein gemacht. Wenn die Arbeit oder das Einkommen des Ehegatten den lächerlichen Aufwand seiner schamlosen Ehehälfte nicht zu bestreiten vermögen, hat er nur die Wahl, ein Geweihträger zu werden oder zugrunde zu gehen. Die Mehrzahl fügt sich dem ersten Schicksal und zieht die Schande dem Elend vor. Ein oder mehrere gut eingerichtete, im Pariser Geschmack gehaltene Freudenhäuser wären vielleicht das einzige Mittel, den Ausschweifungen und der Schamlosigkeit des gemeinen Volkes Einhalt zu tun. Genügt das Beispiel der Residenz des heiligen Vaters nicht, uns zu diesem Schritt zu bewegen, dann

Videant quorum interest!

Die niedere Geistlichkeit

Die niedere Geistlichkeit, die Messeleser und die frommen Orden gehören zum Volke, dessen Leichtgläubigkeit und Einfalt sie auszunützen wissen. Diese guten Väter haben ihre geistigen Mütter und Schwestern, die für ihre körperlichen Bedürfnisse sorgen, und wenn ihre Ernte heute weniger reich ausfällt als ehedem, so kommt dies daher, weil ein Haufen von Wiener Broschüren sich bemüht hat, sie zu entlarven. Denn in dieser Hauptstadt versteht das Volk noch kein regelrecht in seiner Muttersprache geschriebenes Buch.

Wien beherbergt eine unendliche Anzahl von Priestern, die ohne anderes Einkommen als die Messegebühren ein ziemlich behagliches Dasein führen. Diese Menschen und die Mönche sind mit größtem Eifer darauf bedacht, das Volk in jener Verfassung zu erhalten, die ihre Habgier seiner Glaubensübung vorgeschrieben hat. Sie machen die Menge widerspenstig gegen die heilsamsten Neuerungen. Einige befassen sich mit der Kindererziehung, um den künftigen Geschlechtern die strenggläubige Schwerfälligkeit ihrer Väter fleckenlos zu überliefern. Aber trotz ihrer apostolischen Bemühungen

macht die gesunde Vernunft dennoch einige Fortschritte, selbst unter dem Volk, obwohl diese dank der eben bezeichneten Anstrengungen nicht so rasche sind, wie sie eine aufgeklärte Regierung erhoffen lassen könnte. Die gänzliche Vernichtung der Kuttenträger und die Verbannung aller jener, die sich nicht dem reinen Kirchendienste widmen wollen, werden vielleicht eines Tages die so heiß ersehnte Zeit herbeiführen, die jene Leute unschädlich machen wird.

Die Dicasterien oder Departements

Mit dem Worte Dicasterium bezeichnet man in Wien die verschiedenen, teils politischen, teils militärischen Behörden, in denen sich die Regierungsgewalt verkörpert. Zu ihren Präsidenten wählt man meistens Leute, die mit einer hohen Geburt oder Titeln, die den Adel ersetzen, den nötigen Schein von Verdienst vereinen.

Der österreichische Adel hat immer die Beamtenlaufbahn dem Soldatendienst vorgezogen, der gleich der kirchlichen Tätigkeit das Los der jüngeren Söhne gewesen ist. Wenn es darin Ausnahmen gegeben hat, so blieben sie bisher selten.

Der Grund hiefür war recht einfach: der Militärdienst wurde erst unter der unsterblichen Maria Theresia dem Beamtentum gleichgestellt. Früher konnte man mit zwanzig Jahren schon eine Ratsstelle bekleiden, aber erst mit vierzig Jahren Oberst werden. Daher kam eine geradezu lächerliche Rangsabstufung unter den sogenannten Ratsbänken, von denen die eine die Herrenbank, die andere die Ritterbank oder die des niederen Adels, und die dritte die der Gelehrten genannt wurde, just als ob die Unwissenheit unbedingt das Kennzeichen der beiden höheren Ränge gewesen wäre, deren Mehrzahl aber wirklich nur zu oft den schönen Titel nicht verdiente, den man der dritten Bank beilegte. Übrigens hätte eine strenge Prüfung ergeben, daß selbst auf der Gelehrtenbank einige diesen Namen zu unrecht trugen.

Die Präsidenten und Räte der Herrenbank bilden den Grundstock der Gesellschaft, und darüber werden wir in einem eigenen Abschnitt sprechen, wenn wir den höheren Adel behandeln werden. Erst seit kurzem hat eine ständige zahlreiche Garnison in Wien einige Offiziere in die Lage versetzt, den höchsten Kreisen an-

zugehören. Früher vertrieb der rasche Wechsel der militärischen Standorte die Offiziere immer mit dem kommenden Frühjahr aus der Hauptstadt. Die zweite und dritte Klasse der Beamtenschaft, ebenso wie die niederen Staatsdiener, zählen zum zweiten Adel, und von ihnen wird später ebenfalls die Rede sein. Aber man trifft jetzt selbst in den niedersten Rangsstufen Leute aus den höchsten Adelsschichten, die lieber Akzessisten, Konzipisten und Isten aller Art heißen, als sich dem einzigen Berufe zu ergeben, der für einen Edelmann paßt, der des Bewußtseins würdig sein will, daß seine Ahnen ihm die Ehrentitel, deren er sich rühmt, mit bewaffneter Hand errungen haben. Den heutigen Aristokraten gebricht es eben an Mut, ihre Vorfahren nachzuahmen.

Die Zahl der Behörden und der in Wien Angestellten war früher unendlich groß, aber der gerechte und scharfblickende Josef hat es verstanden, sie sehr stark zu verringern, und er wird es bald erreichen, ihre Anzahl auf das unbedingt Nötige zu beschränken.

Trotzdem ist es ihm noch nicht gelungen, den entarteten Adel seiner Staaten ganz

aus den Ämtern zu verdrängen. Selbst die kleinste Schreiberstelle, mit der es seine Laufbahn beginnen muß, zieht so ein Herrchen einer Offiziersstelle im Heere vor. Diese Leute hoffen eben, gefahrlos und mit Geduld das zu ergattern, was ihnen früher durch die bloßen Vorrechte ihrer Geburt sicher war.

Die Bemerkung soll nicht unterdrückt werden, daß alle diese Behörden sich vor vierzig Jahren eines so grausamen Deutsch bedienten, daß jenseits der Grenzen der Monarchie niemand darin die Sprache der großen Männer wieder zu erkennen vermocht hätte, die sie jetzt allen anderen Zungen gleichwertig gemacht haben.

Dem Fürsten Kaunitz und dem Marschall Lacy, den beiden größten Staatsmännern, verdankt man die Morgenröte der Sprachreinheit, die jetzt zu leuchten beginnt, gegen die man sich aber nicht minder aufgelehnt hat, als gegen die großen politischen und religiösen Ziele des jetzt regierenden Herrn.

Den niederen Beamten der Behörden werden wir ebenfalls in den Schichten und Unterschichten des Adels begegnen, und es wird genügen, hier festzustellen, wie

sehr diese Dicasterien mit ihrer Überfülle von Adeligen dazu beitragen, daß man in Wien die großen Mittagsmahlzeiten den Abendessen nach Pariser Vorbild vorzieht. Leute, die gezwungen sind, am nächsten Morgen zu arbeiten oder doch wenigstens so zu tun, vermögen es nur selten, sich einem weit in die Nacht hinein ausgedehnten geselligen Leben hinzugeben.

Das Heer

Sich damit eingehend befassen, hieße nur, einem Manne Lob spenden, der darüber weit erhaben ist und wenig dafür übrig hat. Wenn die großen Männer, die es nie erlebten, einen Feldzug rechtzeitig beginnen zu können, denen aber ihre durch eine schlechte Verwaltung beeinträchtigten Erfolge deshalb nur zu umso größerer Ehre gereichen, aus dem himmlischen Wohnsitze der Helden zurückkehren könnten, würden sie jetzt ein von guter Mannszucht erfülltes, marschbereites Heer sehen, ausgerüstet mit allem zum Siege nötigen Kriegsmaterial, ein Heer, das nur eines Blickes seines Kriegsherrn bedarf, um unbesiegbar zu werden. Jene Helden würden merken, daß die Zeit vorüber ist, wo die Uniform sich

niemals bei Hof blicken lassen durfte. Sie würden vor Freude weinen, wenn sie erführen, daß der gesamte Kleidervorrat Josefs bloß aus Uniformen besteht; sie würden dankbar vernehmen, daß die Versorgung der alten Soldaten und der Unterhalt ihrer Witwen und Waisen sie vor dem Bettel schützt. Sie würden den schöpferischen Geist bewundern, der alles vorgesehen und anbefohlen hat, der seit dem Frieden von Hubertusburg die Infanterie in großen Feldübungen mit sicherer Hand ausgebildet und auch die Reiterei nicht minder sicher und rasch auf die gleiche Stufe der Vollkommenheit gebracht hat, obwohl mit dieser Leistung erst später begonnen werden konnte. Jene Heroen würden ihren Augen kaum trauen, wenn sie die Arsenale mit einem dreifachen Vorrat an Feldzeug ausgerüstet und die vom Fürsten von Liechtenstein[23] geschaffene Artillerie tagtäglich ihre Kenntnisse und Geschicklichkeit vermehren sehen könnten. Diese Waffe ist heute so weit gediehen, daß es unmöglich ist, zu entscheiden, ob die Anzahl ihrer Feuerschlünde oder die staunenswerte Gewandtheit ihrer Mannschaft sie dem Feinde furchtbarer machen wird. Diese Tapferen würden es nicht fassen,

daß ein Kaiser, dem einzig und allein das Wohl seines Staates am Herzen liegt, das kriegerische Kleid dem asiatischen Prunk vorzieht, der seine Ahnen umgab.

Der Wiener Hof gleicht bis auf wenige festliche Tage durch seine Schlichtheit und sein soldatisches Aussehen weit eher einem militärischen Hauptquartier, als der Wohnung des ersten Fürsten Europas. An diesem Hof genießt der geringste Soldat und der letzte Bürger freien Zutritt, und sichere Hilfe für seine Beschwerde ist ihm gewiß, wenn sie gerecht befunden wird. Unsere verklärten Heerführer würden heute den Kaiser im Waffenrock erblicken, wie er den Verwaltungsbehörden gebietet und ihnen durch seinen Geist jene militärische Betriebsamkeit einflößt, welche die Grundlage seines Wesens bildet.

Heute steht in Wien ein großes, in eine Genieakademie verwandeltes Jesuitenkollegium, wo man einst die Jugend nur verdarb. In jedem Regiment werden die Kinder der Vaterlandsverteidiger, des Unteroffiziers, des einfachen Soldaten auf Staatskosten erzogen, um eines Tages jene zu ersetzen, ja zu übertreffen, denen sie ihr Dasein verdanken, und die einst bei dem bloßen Ge-

danken an die Fruchtbarkeit ihrer Frauen erbeben mußten. Heute sind unsere Grenzen mit guten Festungen versehen, und alles Überflüssige wird mit Fug und Recht der Sparsamkeit geopfert.

Die Kriegskassen, die einst so schlecht gefüllt waren, daß sie schon zu Beginn eines Feldzuges das Heer des Nötigsten entblößten, sind nun imstande, eine weit größere Streitmacht als jemals früher pünktlich zu besolden, und der Staat ist nicht mehr gezwungen, dem Soldaten und Offizier den kargen Preis für seinen möglichen Tod schuldig zu bleiben, wenn dieser überhaupt einen anderen Lohn als den Ruhm erhalten soll.

An Stelle der schmutzigen und zerlumpten Bürgerwehr, die noch bestand, als der Marschall Khevenhüller in Wien Kommandant wurde, sieht man dort heute prachtvolle Grenadier- und Schützenbataillone, die der Stadt zur höchsten Zierde gereichen.

Kehrten unsere verstorbenen Heerführer wieder, so würden sie einen Sprossen der einst unbeweglichen Kaiser sehen, der selbst die Übungslager leitet, so wie er selbst sein Heer führte, als ein zu kurzer

Krieg uns nicht erlaubte, Europa zu zeigen, was eine Armee, die seit Karl V. niemals ihren Kriegsherrn an ihrer Spitze gesehen hat, unter den Augen Josefs zu leisten vermocht hätte, dieses gekrönten Soldaten, der es verstanden hat, ein Beispiel aller militärischen Tugenden zu werden.

In der Kriegskanzlei würden unsere großen Toten ein prächtiges Monument schauen, das er seinen beiden besten Generalen errichtet hat. Die Dankbarkeit gab ihm die Inschrift für dieses Denkmal ein, und sie ehrt ihn ebenso wie die beiden Helden, die er nur deshalb der Bewunderung ihrer Kameraden aussetzt, um diese zu ermuntern, es jenen gleich zu tun.

Über den hohen Adel und die sogenannte gute Gesellschaft

Sie besteht aus Leuten, die durch Geburt oder glückliche Zufälle Zutritt bei Ministern und den tonangebenden Frauen erhalten haben, und pflegt jenen Ton, den ehrenwerte Damen wie die verstorbenen Prinzessinnen P... und E..., die Gräfinnen Sch..., T... und E..., und Männer wie jener in jeder Hinsicht unvergleichliche Großprior[24] und einige andere, die ihn nach

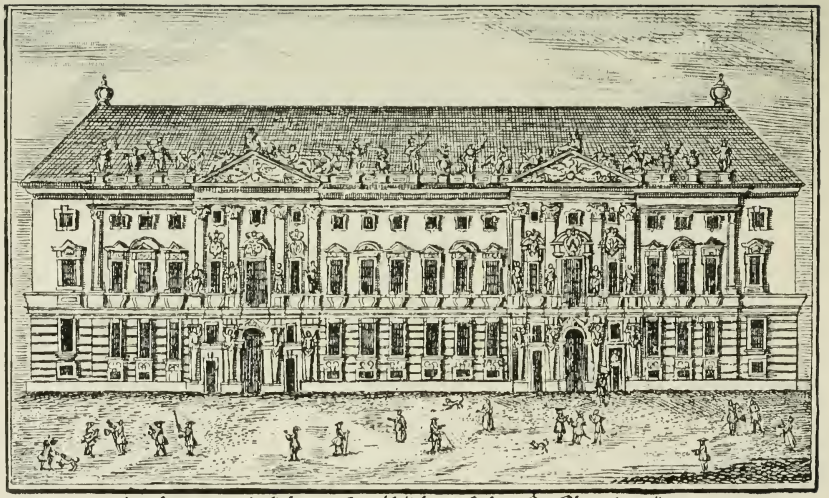
Gebühr zu schätzen wußten, in den Grenzen der Schicklichkeit und des angenehmen Verkehres gleich weit von Zügellosigkeit und Ziererei zu halten verstanden. Dieser sogenannte gute Ton ist aber heute so entartet, daß jeder vernünftige Mensch nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren glauben muß, er sei in eine vollständig fremde Gesellschaft geraten. Der gute Ton ist ganz ungleich geworden, und Wien hat sich in einige Koterien gespalten, die man alle in ihrem besonderen Wesen schildern müßte, ebenso wie die Leute, aus denen sie bestehen, wollte man dem Leser einen deutlichen und genauen Begriff davon beibringen. Dies würde uns aber zu weit führen, und wir wollen uns damit bescheiden, einige allgemeine und besondere Abstufungen festzuhalten.

Die Damen im allgemeinen (jede Regel hat ihre Ausnahme, und es steht jeder frei, sich dafür zu halten) zeigen in ihrer Haltung eine gewisse Steifheit, die mit der hohen Meinung von ihrer erlauchten Geburt zusammenhängt, obwohl hierin mitunter sogar in den Stammbäumen Irrtümer unterlaufen. Sie verfügen in geringem Maße über das, was man gute Lebensart

nennt. Bei ihren Zusammenkünften tragen sie ein mehr oder weniger geziertes Aussehen zur Schau. Wenn man ihnen aber ihre Liebhaber und die Karten entzieht, so wette ich, daß man nicht sechs von ihnen zustande brächte, die sich selbst mit geistvollen Menschen länger als eine Stunde zu unterhalten vermögen. Sie sind im allgemeinen wenig zuvorkommend gegen alles, was nicht wienerisch ist. Hätte die Anglomanie nicht von einer der zahlreichsten Cliquen Besitz ergriffen, und hätte die Verehrung für alles aus Paris Stammende die anderen nicht zu einiger Rücksicht gegen Franzosen bewogen, so würden die Angehörigen dieser beiden Völker nicht besser behandelt werden, als alle anderen Fremden, die der gleichen Schwierigkeiten und eines ebenso schlechten Empfanges gewärtig sein können, wie die Angehörigen der Monarchie, die nicht in der Hauptstadt leben. Ich habe Edelleute aus allen Provinzen getroffen, die trotz ihres persönlichen Verdienstes gezwungen waren, in der hiesigen Gesellschaft eine üble Rolle zu spielen, nur weil sie zu feinfühlig waren, um die Eitelkeit der Wiener Gecken und den sinnlosen Jargon der Dämchen zu er-

tragen. Dieses Los ist ihnen dann immer ganz sicher, wenn diese Fremden das Unglück haben, keine Spieler oder nicht reich genug zu sein, an diesem Vergnügen teilzunehmen, das vor einigen Jahren noch kostspieliger war als jetzt.

Es gibt eine Vereinigung von Frauen, und darunter manch ganz vernünftiges Geschöpf, die sich mit einer derartigen Begeisterung der Engländer-Verehrung hingibt, daß jeder aus dem Inselreiche Stammende gewiß sein darf, gefeiert, gesucht und umschmeichelt zu werden. Diesem Klüngel ist es sehr gleichgültig, ob sein Jahreseinkommen gut oder schlecht ist, ob es sich um ehrenwerte Leute oder um Windbeutel handelt, die durch ihre oft sehr unhöflichen Umgangsformen bei sich zu Hause nur Züchtigungen einheimsen würden. Es genügt, daß sie Untertanen des Königs von England sind, um ihnen die Herzen dieser Damen sperrangelweit zu erschließen. Dieser Taumel mißfällt selbstverständlich jenen Briten, welche die Mehrheit ihres Volkes ausmachen und ihrem persönlichen Werte nach würdig sind, in allen Ländern der Erde Ansehen zu finden. Diese werden zweifellos mitleidsvoll auf den Abschaum



Oesterreichisch- und Böhmische Hofkanzley.

ihrer Landsleute herunterblicken, deren einziger Vorzug darin besteht, Mietgäule zuschanden zu reiten und jenen Frauen Ungezogenheiten zu sagen, die sich einzig und allein deshalb für sie begeistern, weil sie eben Engländer sind.

In einer anderen Gruppe muß man die Schellenkappe des Narren tragen, um gerne gesehen zu werden, und die achtbarsten Leute müssen ihre gesunde Vernunft an der Eingangstüre zurücklassen, wenn sie eine den Priesterinnen der Narrheit genehme Rolle spielen wollen. Dort ersetzt jeder gute oder schlechte Spaß den Geist, und es hieße die Majestät der Tollheit beleidigen, wenn man sich mit einer gemessenen Fröhlichkeit beschiede, die gleich weit von Verdrossenheit wie von Possenreisserei entfernt bleibt.

Andere gesellige Kreise bestehen nur aus Liebespaaren: diese ist die Herzensfreundin jener, weil ihr ... der Liebhaber der ersten war, und jetzt ist es wieder der Bruder jener, der diese anbetet.

Man gibt Gesellschaften, die nur aus derlei Pärchen bestehen. Sie unterhalten sich miteinander, während jeder andere sich zu Tode langweilt, da die übrigen

nicht durch Liebesbande verketteten Gäste das eintönigste von der Welt sind. Denn nur solche Menschen sind geneigt, die Rolle des harmlosen Zugehörs zu spielen, sie werden niemals die leiseste Eifersucht erwecken, wenn diese sorgfältig zusammengestellten Liebespaare ihre Zusammenkünfte feiern.

Früher warf man den Männern unziemliches Benehmen vor. Seitdem aber die Schminke fast überall ihren Einzug gehalten hat, kann man den Frauen den gleichen Anwurf nicht ersparen. Sie würden sich nicht glücklich fühlen, wenn sie sich ihrer Liebhaber und der diesen zugefügten Untreue nicht berühmen könnten.

In gewissen Momenten des geselligen Lebens hört man nicht ein Wort sprechen, das eine Spur von Vernunft oder Belesenheit an sich trüge. Kaum daß man irgendwie einige Tagesbroschüren erwähnt, die wert wären, vor das Gericht gezogen zu werden. Mitunter dreht sich das Gespräch auch um das Theater. Die übrige Zeit gehört der Genäschigkeit und dem Spiel, in das man hie und da Modenklatsch, am häufigsten aber Zoten einflicht, die ohne Scham oder Zorn von den höchstgebore-

nen Damen hingenommen werden, während sie in Paris sicherlich Dirnen mißfallen würden, wenn man es wagte, solches Zeug dort öffentlich von sich zu geben.

Man läuft zu den großen Gastmählern, die von reichen Leuten aus Prunksucht oder vermeintlichem Pflichtgefühl gegeben werden, oder zu den auswärtigen Ministern. Man geht auch zu den Empfängen und den ersten Vorstellungen in den Theatern, viel mehr aber um dort zu sein, als um sich zu unterhalten, und man langweilt sich dort, um ein neues Kleid, seine Diamanten oder eine Schönheit zu zeigen, deren mühevolle Auffrischung oft einen ganzen Vormittag in Anspruch nimmt.

Hierzulande altern die Frauen nie. Damen, die weit über vierzig zählen, ja selbst Fünfzigjährige, kleiden sich wie junge Mädchen, und es gelingt ihnen, Dummköpfe zu finden, die sich an ihren verwelkten Reizen begeistern. Schlimmstenfalls ersetzen sie durch ihren Reichtum ihre mangelhaften körperlichen Vorzüge, und niemals hat ein Land weniger ziemliche Ehen gesehen als diese Hauptstadt, wo die Mehrzahl der Frauen sich erst erinnert, verheiratet zu sein, wenn sie aus

der Hand desjenigen ihre Renten empfangen, der das Unglück hat, ihr Gatte zu sein. Diese Mütter sehen ihre Kinder nur dann, wenn sie ihren Nachwuchs ihre schlechte Laune fühlen lassen und dafür züchtigen wollen, daß er den Namen ihres Gemahls trägt.

O Du, den man mit sicherer Hand die hundertköpfige Hydra hat töten sehen, die man Fanatismus, Aberglauben und Vorurteil nennt, warum hast du dem Untier nach so vielen schon abgehauenen Köpfen noch das hassenswerteste Haupt gelassen? Noch sind hier unglückliche Eheleute durch ewige Bande aneinander gefesselt, die in Polen und Venedig nicht untrennbar sind, obwohl diesen erzkatholischen Ländern die Morgenröte des geläuterten Christentums noch nicht so hell geleuchtet hat, wie deinen Staaten!

Ein Mann, dessen Gefährtin sich durch öffentlichen Ehebruch entehrt hat, muß lebenslang diese Schande tragen, ohne Hoffnung, die Freuden einer ruhigen Häuslichkeit wiederzufinden, wenn er eine glücklichere Wahl treffen könnte. Ein durch falsche Ansichten der Eltern schlecht verheiratetes Paar, das eine lange Erfahrung

von der Unmöglichkeit gegenseitigen Einvernehmens überzeugt hat, muß bis zu seinem Tode unter einem Joch seufzen, das die Habgier, diese große Triebfeder der päpstlichen Nachsicht, anderwärts so leicht von den Bedrückten nimmt. Die Erhaltung der Kinder müßte dem Vater allein zufallen, ohne darum die Kleinen ihrer Mutter zu berauben; die Lebenshaltung der Gattin, die den Namen ihres geschiedenen Mannes so lange tragen dürfte, bis sie eine neue Ehe einginge, müßte gesichert sein. So würde man alle zu fürchtenden Unzukömmlichkeiten vermeiden. Welche Segenswünsche würden für den erhabenen Herkules zum Himmel steigen, der den Mut gehabt hätte, so viele schlecht geschmiedete und unerträgliche Ketten zu zerbrechen! Wie viele Gelübde würde das höchste Wesen für jenen vernehmen, der mit diesem Tun das Streben bekräftigte, seine Völker zu beglücken, indem er es ihnen ermöglicht, sein Land unter den Fittichen zärtlicher Liebe und Eintracht zu bevölkern!

Der weibliche Teil des hohen Adels von Wien ist trotz seiner steifen Haltung und eines guten Teiles von Hochmut immer noch mehr wert als der männliche. Man

weiß nicht, wie man diese zweifelhaften Wesen schildern soll, die gewöhnlich ebensowenig Herz wie Geist in ihrer gebrechlichen Hülle bergen. Es gibt sehr wenig junge Leute, die sich jenen Leibesübungen hingeben, die einst einem Edelmann zukamen. Unsere besten Reiter (denn jene ebenso lächerlichen wie falschen, nach englischer Art reitenden Pferdeschinder verdienen diesen Namen nicht) sind fast ausnahmslos Altersgenossen des Fürsten von Kaunitz, der trotz seines hohen Alters ein Pferd nicht weniger geschickt zu lenken versteht, als den Staat, für den er ein sehr schwer zu ersetzender Verlust sein wird.

Die Reitbahn, die einst in Wien so hoch in Ehren stand, hat so viel von ihrem Glanz verloren, daß sich niemand mehr darum bemüht, ein Roß zu tummeln und so abzurichten, daß diese edle Kunst Lehrern und Schülern zu gleicher Ehre gereichte.

Unsere Edelleute sitzen heute ebenso schlecht zu Pferde wie ihre Reitknechte, und oft noch schlechter. Wenn der kostbare Überrest der alten hohen Schule, dieser Remer, der würdige Schüler Pillers aus Stuttgart, einst nicht mehr lebt, wird

man sich gar nicht mehr daran erinnern, ein Pferd kunstgerecht arbeiten gesehen zu haben, und die Bereiter, die Dutzendware, werden die würdigen Lehrer der Nachkommenschaft jener sein, die früher sich auf der Reitbahn ebenso berühmt gemacht haben, wie durch das Streben, ihre Geburt niemals zu entehren.

Die Mehrzahl unserer duftenden Stutzer verfügt heute ebensowenig mehr über diese Gabe wie über die Kraft, eine Beschimpfung zurückzuweisen, oder über die Klugheit, sie zu vermeiden. Geckenhaft und unverschämt, wenn sie glauben, es ungestraft sein zu dürfen, besitzen sie nur jene Frechheit, die sich in Bosheiten Luft macht, die ebenso sinnlos sind wie ihre Erfinder. Dagegen verstehen sie die Kunst, Frauen, die schon ihre Geburt vor derlei schützen müßte, Zoten ins Gesicht zu werfen, die in einer Wachtstube angebrachter wären, als in anständiger Gesellschaft. Diese Stutzer haben ebensowenig Achtung vor dem Alter wie vor der Schicklichkeit, und sie werden von den Frauen offenbar nur deshalb geduldet, weil sie keinen besseren männlichen Umgang haben, denn die Frauen sind in Wien nicht ganz so verächtlich wie diese schatten-

haften sogenannten Stutzer. Ich will nicht behaupten, daß unter den Herren eines gewissen Alters, und besonders in den Kreisen der Offiziere, Männer gänzlich fehlen, die nützliche Kenntnisse mit geziemenden, von Niedrigkeit und Hochmut gleich weit entfernten Umgangsformen verbinden. Diese aber werden gewiß weniger gefeiert als die anderen.

Die sogenannte gute Gesellschaft versammelt sich nach dem Theater bei den Ministern, obwohl die heutigen jungen Leute ihre stumpfsinnigen Zechgelage nur zu oft der Pflicht vorziehen, jenen ihre Verehrung zu bezeugen, die das Vertrauen ihres Herrschers durch persönliche Verdienste rechtfertigen.

Wien wimmelt von heiratsfähigen Mädchen. Man zählt ihrer unter dem hohen Adel bis zu hundertzwanzig, und auf diese Schar kommen höchstens zehn Bewerber. Dies verursacht eine der Kamtschadalen würdige Sitte, wo der Schwiegervater seine Tochter nur jenem gewährt, der dem Wächter des goldenen Vlieses die reichste Gabe darbringt. Die Eltern der jungen Frau beginnen damit, ihre Schwiegersöhne zugrunde zu richten. Man präsentiert ihnen an

Stelle einer Mitgift ein ungeheures Verzeichnis von Geschenken und Ausgaben und einen Ehevertrag, der der Frau im Falle der Witwenschaft ein Kapital von mindestens hunderttausend Gulden sichert.

Man beurteile, ob es möglich ist, viele Dummköpfe zu finden, die gesonnen oder in der Lage sind, um einen so hohen Preis eine Ware zu erstehen, deren Wert weit unter dem Mittel ist, und deren wahre Beschaffenheit mindestens immer eine sehr gewagte Spekulation bedeutet. Ein Haushalt mit einem Jahreseinkommen von zwölftausend Gulden wird als nicht sehr auskömmlich angesehen, und daher kommt es, daß die meisten jungen Damen von Stande sich genötigt sehen, die Zahl der elftausend Jungfrauen zu vermehren, die einst durch Attilas Anhänger hingeopfert wurden. Übrigens wird behauptet — man bewundere die Gutartigkeit der Hunnen — es sei dies in der Nähe von Köln ohne Gefährdung der Jungfräulichkeit geschehen! Den jungen Geschöpfen steht es allerdings frei, in ein adeliges Damenstift einzutreten, das ebensowenig eine strenge Ahnenprobe, wie eine so genaue Untersuchung der Unberührtheit vornimmt,

wie sie einst in Nürnberg gebräuchlich war.

Eine Frau ist in Wien für jedermann eine schwere Last, besonders aber für den hohen Adel. Abgesehen von einem mehr oder minder großen, aber stets beträchtlichen Kapital, Diamanten, Equipagen, Putz, der die Spitzen verschmäht, die wenigstens ihren Wert als Erbstücke behalten, erfordert die Ehe stets sehr großen Aufwand, um der Gefallsucht dieser Damen zu genügen, von denen eine die andere an Prunk überbieten will, ohne auf die Vermögensumstände ihres Mannes Rücksicht zu nehmen.

Dazu kommt noch das Spiel, das trotz aller behördlichen Einschränkungen in der guten Gesellschaft eine sehr bedeutende Ausgabenpost bedeutet, da es ihr einziger Schutz gegen die Langweile ist.

Der niedere Adel

Dieser setzt sich aus den Räten aller Art und ihren keuschen Ehehälften zusammen, aus jenen Baronen, die so himmelweit verschieden sind von den „Herren von" im Reiche, denen man den gleichen Titel gibt, obwohl sie fast alle Kapitulare sind. Überdies haben jene noch nicht vergessen,

daß sie die Väter oder Großväter der anderen einst auf dem Trittbrett ihrer Karossen oder wenigstens in ihrem Vorzimmer gesehen haben. Diese ganze Klasse ahmt so eifrig wie nur möglich die Lebensweise der höheren mit mehr oder minderem Erfolge nach. Da viele Fremde aller Nationen, hauptsächlich Offiziere und sogar einige Wiener, die etwas weniger langweilig sind, als die anderen, sich in diese Kreise geflüchtet haben, um sich vor der Öde der höheren Gesellschaftssphäre zu retten, sind die Frauen des niederen Adels fast etwas weniger langweilig und gespreizt als die anderen. Einigen von ihnen ist es sogar gelungen, ihren Geist mit angenehmen Kenntnissen zu zieren, gut französisch und auch deutsch zu sprechen, denn man empfindet es in Wien noch nicht als Schande, seine Muttersprache nicht zu kennen und nicht besser zu sprechen als die Lastträger. Die Laster und Lächerlichkeiten des hohen Adels erfüllen übrigens auch diese Menschenklasse, und auch die Herren des zweiten Adels unterscheiden sich kaum von jenen des ersten. Es hat sich hier eben noch niemand die Mühe gegeben, die Männlichkeit zu bilden, und so herrschen

die schönen Eigenschaften der Stutzer der ersten Adelsklasse auch in dieser Gruppe.

Der dritte Adel setzt sich aus Sekretären und untergeordneten Beamten der Departements, niederen Offizieren und den unzähligen Reichsagenten zusammen. Auch hier ist der Nachahmungstrieb unvermindert, und die Farbentöne werden nicht heller, wenn man tiefer hinabgelangt.

Die vierte Gesellschaftsklasse umfaßt die Advokaten und titelführenden Bürger und alles, was sich nicht den höheren Schichten zuzählen kann. Da das Bild bis auf leichte Schattierungen immer das gleiche bleibt, wäre es überflüssig, noch mehr Einzelheiten zu geben, und man kann sich mit der Kenntnis der ersten Klasse bescheiden, weil man dann alle anderen kennt, nur vermindern sich jeweils die guten und schlechten Eigenschaften der einzelnen Kreise.

Die Universität

Wenn man sich dazu verstünde, an dieser Hochschule bei der Aufnahme von Professoren und Studenten die Duldung vorherrschen zu lassen und von Glaubensunterschieden abzusehen, wenn

man ohne Rücksicht auf die Kosten sich bemühte, die Leuchten der Wissenschaft von Göttingen, Jena, Leipzig, Halle und anderen protestantischen Universitäten nach Wien zu ziehen, so könnte diese Hochschule würdig werden der Hauptstadt eines erlauchten Monarchen, der zweifellos darauf bedacht ist, so rasch als möglich den Geist seiner Untertanen zu veredeln. Bisher aber hat man sich nur eifrig bestrebt, die kleine Anzahl wahrer andersgläubiger Gelehrter, die sich um Lehrstellen bewarben, von hier fernzuhalten. Es soll nicht behauptet werden, daß sich unter den gegenwärtig lehrenden Professoren nicht einige befinden, die keinen Vergleich zu scheuen haben und sehr wohl ihren Platz neben jenen behaupten könnten, die ich ihnen als Kollegen wünschte. Leider aber ist es nur die verschwindende Minderheit, die ich auf Ehre und Gewissen zu diesen Ausnahmen zählen kann. Ich gestatte es übrigens allen, sich als eine der von mir gemeinten Ausnahmen zu fühlen. Es wäre erstrebenswert, in der Hauptstadt einige hervorragende Gelehrte und Schriftsteller anzusiedeln, die keine Lehrtätigkeit an der Universität auszuüben hätten. Man müßte

sich darauf besinnen, daß Octavian, dieser glückliche Usurpator, und Ludwig XIV. den Glanz ihrer Regierung den Schriftstellern verdankten. Auch der Ruhm Friedrichs des Einzigen ist durch die Gelehrten geschaffen worden. Es ist wahr, die beiden Genannten haben Glück gehabt, denn die großen Geister haben Octavian unsterblich gemacht, der auf Grund ihrer Ratschläge eine gerechte und heilsame Regierung an Stelle der Schrecken seines Triumvirates treten ließ. Ludwig XIV. besaß weit weniger Kenntnisse und Mut, und er verdankte seinen Ruhm nur Corneille, Boileau, Racine und so vielen anderen Schriftstellern, die seine Gnadengehalte aus allen Himmelsrichtungen nach Paris zu locken verstanden.

Friedrich, dieser Salomon des Nordens, der auch dessen Alexander geworden ist, hat die Voraussagungen der Voltaire, Maupertius[25], d'Argens[26] und vieler anderer seit seiner Thronbesteigung wahr gemacht, ja, er ist sogar ihr Mitbewerber im Reiche des Geistes geworden.

Der den Musen von Maria Theresia errichtete Altar ist seines Zweckes und seiner Stifterin würdig. Man sollte dort nur die Großen unserer Literatur erblicken

können; dann würde man diese Universität den anderen Hochschulen ebenso gewiß den Rang ablaufen sehen, wie ihr erhabener Schirmherr in jeder Hinsicht die erste Stelle unter den Fürsten einnimmt.

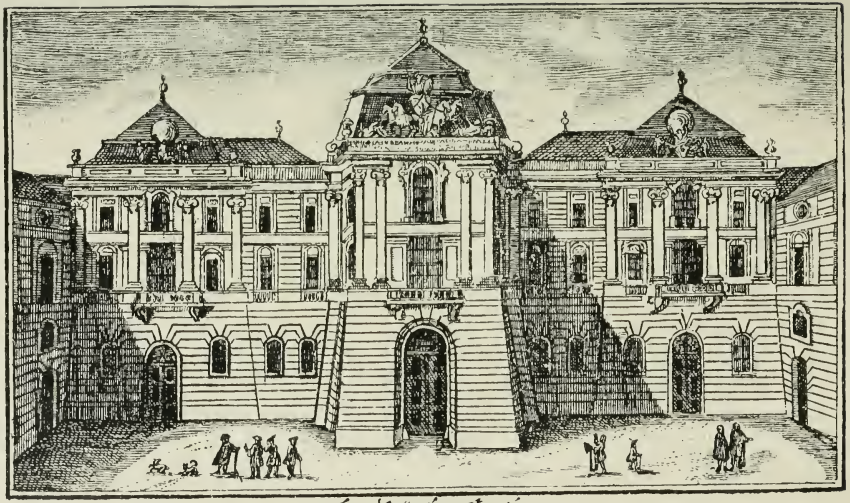
Zensur

Obwohl sie jetzt weit weniger streng geübt wird als zu jener Zeit, da man sie das Gedanken-Zollamt nannte, ist sie noch weit davon entfernt, sich auf einer vernünftigen Grundlage zu bewegen. Sie hat deren überhaupt keine, wenn sie diese elenden Broschüren nicht verbietet, wo eine Reihe herostratischer Schmierer einen von Europa bewunderten Herrscher beleidigt, dem die Nachfahren jene Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, die ihm einige Sudler verweigern. Dieses Treiben wird geduldet, weil dieser großer Taten fähige Monarch in der Verfolgung seiner erleuchteten Pläne sich stark genug fühlt, dieses Gekläffe verachten zu können, und ihm die Ehre nicht erweist, es für gefährlich zu halten.

Ein einziges Beispiel mag genügen, um diese herrliche Zensur zu kennzeichnen: Es erschien ein Buch, das ganz erfüllt war

von der höchsten Ehrfurcht für das gereinigte Christentum und den Herrscher, der es vom Aberglauben befreit hat. Der Verfasser erlaubte sich keinen persönlichen Spott, Lebende wurden nur genannt, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, alle anderen Namen waren verschwiegen; bloß die Vorurteile und die lächerlichen Anmaßungen des Heiligen Stuhles wurden angegriffen. Nun, dieses Buch wurde verboten, während man andere Schmähschriften duldete, wo die Religion, der Souverän und die Schicklichkeit lange nicht so gut wegkamen.

Begierig, die Gründe zu erfahren, befragte ich einen die auf ihn gefallene Wahl des Kaisers rechtfertigenden Zensor, nachdem ich eines seiner Werke gelesen hatte. Er erwiderte mir, daß das Buch unglücklicherweise einem geistlichen, von ultramontanen Grundsätzen erfüllten Zensor zugewiesen worden war. Dieser nahm Anstoß an dem Werke, weil es den christlichen Dalai-Lama einfach als Bischof von Rom bezeichnete, ohne ihm ein anderes Vorrecht zuzugestehen als das des Vorsitzes unter Seinesgleichen. Ich frage nun jeden Vernünftigen, was man von einer Zensur denken soll,



K. Bücherſaal.

wo derartige römische Gladiatoren geduldet werden, wo der Zufall über das Los eines Buches entscheidet, das in anderen Händen dazu beigetragen hätte, die vom Kaiser ausgestreute Saat zum Keimen zu bringen. Diese Schrift hätte vielleicht noch andere heilsame, des Herrschers würdige Maßnahmen bewirkt, wenn seine Minister oder die Leute seiner Umgebung den Willen gehabt hätten, sich um das Lesen dieses Buches zu bemühen. Wie weit ist diese Zensur noch von der Vorstellung entfernt, die man sich im Ausland von ihr machte, als man die Instruktionen las, die der Kaiser ihr erteilte! Wie weit hat sie noch zu wandern, um das Zensurpatent zu erfassen und sich seinem Geiste zu fügen!

Bibliotheken

Die kaiserliche Bibliothek ist zu gewissen Stunden jedermann zugänglich. Sie ist in Europa eine der reichsten an erlesenen Handschriften aller Art, denn sie enthält die Trümmer der Bücherei, die Matthias Corvinus mit so viel Fleiß zusammengetragen hatte. Der Inhalt ist des prächtigen Gebäudes würdig, das diesen herrlichen Vorrat menschlicher Kenntnisse birgt. Sie

würde nur eine größere Anzahl von Beamten benötigen, die, in den orientalischen Sprachen bewandert, mit vollen Händen die dort schlummernden Kostbarkeiten auf die Republik der Geister ausstreuen sollten. Dieses Beginnen zu erleichtern, wäre des großen Herrschers würdig, der seine Regierung durch so viele Taten zu verklären weiß.

Es gibt in Wien einige andere Bibliotheken, deren Vorzüge ich nicht genug kenne, um darüber sprechen zu können. Wenn man aber aus der großen Anzahl der in Wien verkauften Bücher auf etwas schließen darf, so ist die Ansicht berechtigt, daß auch viele Privatleute über gewaltige Bücherschätze verfügen, wenn man nicht von ihnen behaupten will, daß der Wunsch, einen mit Büchern geschmückten Saal zu besitzen, größer ist als ihr Bildungstrieb.

Schöne Künste, Malerei

Die kaiserliche Galerie ist sehr gut untergebracht und läßt in bezug auf die alte deutsche und niederländische Schule nichts zu wünschen übrig. Wenn es auch um die italienische Schule nicht so gut bestellt ist, so besitzt die kaiserliche Gemälde-

sammlung doch einzelne Stücke von fast allen berühmten Meistern dieses Volkes. Die Güte des Herrschers gestattet es jungen Künstlern, sich in der Galerie auszubilden, und trägt dadurch nicht wenig zu den Fortschritten der Malerei bei; überdies ist ein früheres Jesuitenkollegium ganz der Maler-Akademie gewidmet. Dort verfügen die Kunstbeflissenen über weite Säle, um ebenso wie im Louvre jene Bilder auszustellen, die sie der Aufmerksamkeit des Publikums wert erachten.

Die Galerie im Schlosse des Fürsten Liechtenstein ist des Glanzes dieses berühmten Hauses würdig, das in jeder Hinsicht dem Staate so viele Dienste erwiesen hat. Außerdem ist eine gewaltige Anzahl guter Gemälde in Wien vorhanden, die für den Geschmack der vergangenen Jahrhunderte zeugen, die sie gesammelt haben.

Die Bildhauerei und Kupferstecherei ist unter dem Schutze des Fürsten Kaunitz, der die schönen Künste stets gefördert hat, zu einem ziemlich hohen Grad der Vollkommenheit gelangt. Dies ist Schmutzer [27] zu danken, der durch den Staatskanzler Gelegenheit erhielt, in Frankreich und Eng-

land Reisen zu unternehmen. Schmutzer hat entschieden Einfluß auf die größere Genauigkeit der Zeichnung im allgemeinen genommen, und dieser Fortschritt zeigt sich in allem, was in Wien geschaffen wird. Dies ist umso bemerkenswerter in einem Lande, wo noch vor einiger Zeit der erste Hofmaler Meytens [28] nichts anderes verstand, als einigermaßen ähnliche Porträts zu malen, die ebenso schlecht in der Haltung wie im Beiwerk waren. Dank jenem Franz I., dem der Fürst von L.[29]* in seinem Totengespräch vor vielen Großen, die sich diesen Namen angemaßt haben, den Vorrang zuspricht, besitzt das Kaiserhaus eine ziemlich vollständige Münzensammlung und ein naturhistorisches Kabinett, das wenigstens in seinem mineralogischen Teil vollständig sein sollte, wenn man bedenkt, daß die regierende Familie die schönsten und ergiebigsten europäischen Bergwerke jeder Art ihr eigen nennt.

---

* Dieser Fürst von L. ist der Chevalier de Gramont unseres Jahrhunderts. Er ist ebenso tapfer wie liebenswürdig und einzig in seiner Art, und überdies besitzt er das Verdienst, in Prosa und Versen zu schreiben wie Chaulieu und Voltaire.

Theater

Wenn das Nationaltheater nicht das erste Schauspielhaus der Welt ist, liegt dies nicht an seinem erhabenen Schützer und nicht einmal ganz an jenem, dem die Leitung des Hauses anvertraut ist. Man kann ein verdienstvoller Mann sein, überreich an Kenntnissen, aber sich doch nicht eingehend mit der deutschen Literatur befaßt haben. Was ereignet sich nun unter einem solchen Theaterleiter? Wie Friedrich der Einzige betrachtet er mitleidsvoll Dinge, die er nicht versteht, spart an dem einen Stück, um das andere umso prächtiger auszustatten, bemüht sich nicht, die guten Werke durch jenen Glanz zu heben, den sie erfordern, und läßt sich von ebenso unfähigen wie ungerechten Ränkeschmieden beherrschen, die auf ihre lange Dienstzeit pochen, um viele andere, größere Künstler von der Bühne fernzuhalten, denen die Ehre, den großen Josef zu interessieren, höher stünde als alles andere.

Dies alles aber darf man nur dem Unglück zuschreiben, das die Herrschenden oft bei der Auswahl ihrer Vertrauensmänner verfolgt. Das Nationaltheater, dessen Anfänge so glänzende waren, seitdem Sonnen-

fels [80] den Hanswurst daraus zu vertreiben vermochte, ist im größten Verfall begriffen und beweint heute noch den Abgang des deutschen Garrick.[81] Es zählt zu seinen Mitgliedern nur alte Frauen, seitdem der Tod ihm seine Clairon geraubt und der Neid Madame Albrecht [82] vertrieben hat, die allein imstande wäre, das Publikum über den Verlust des Fräuleins Katharina Jacquet [83] zu trösten, obwohl sie deren reizvolles Äußere nicht besitzt. Zweifellos gibt es im Reiche noch jugendliche Liebhaber und Liebhaberinnen, die der deutsche Garrick, stünde er dem Nationaltheater vor, zu finden wüßte. Solange aber die Tyrannen, die dort den Ton angeben, nicht entthront sein werden, wird man dort gewiß keine guten Stücke zu sehen bekommen, weil die ihren den Vergleich mit anderen nicht aushielten. Ebensowenig werden gute, ihrer Begabung bewußte Schauspieler jemals darein willigen, vor diesen vergänglichen Götzen im Staube zu liegen.

Die italienische komische Oper ist eine der besten in Europa, aber es ist lächerlich, im Opernhaus Werke in einer Sprache aufzuführen, die sich noch weniger für die Musik eignet als das Französische. Würde

eine deutsche Oper selbst gut gegeben, so könnte sie sich neben dem mittelmäßigsten italienischen Werke nicht behaupten. Nun urteile man selbst, wie es möglich sein soll, mit einer von der Vollendung so weit entfernten Darstellung deutsche Opern neben jenen hinzunehmen, die von guten italienischen Sängern gesungen werden. „Aber", wird man einwenden, „„die Menge drängt sich in die deutsche Oper". Hatte der Hanswurst nicht den gleichen Zulauf, und ist es nicht die gleiche Lust an der Wiener Fröhlichkeit, welche die Leute dazu bewegt, ihre Ohren in der deutschen Oper quälen zu lassen? Man hat ihnen den Hanswurst abgewöhnt und sollte das gleiche mit jenem schlechten musikalischen Empfinden tun, oder man wähle den Ausweg, gute und hervorragend gespielte Trauerspiele und Komödien zu bringen, die, entprechend ausgestattet, die Täuschung vollkommen machen. Man spare in diesem Punkte nicht, denn man wird dadurch die unharmonischen Mißtöne der deutschen Opern vermeiden und die Zahl der Zuhörer der italienischen Opern vergrößern, deren hoher Wert und große Beliebtheit einen genügenden Schutz vor

leeren Häusern gewähren. Das Kasperltheater ist ein Überbleibsel des alten deutschen Theaters, das einst seine Lebenskraft aus den alten italienischen Possenspielen zog. Die ungeheueren Summen, welche die Unternehmer dieser Lokalstücke verdienen, beweisen, daß die Läuterung des Geschmackes nicht so allgemein ist, wie man zu hoffen wagte. Hätte man in der Theaterfrage, ebenso wie in den religiösen Reformen, nicht zu rasch den Eifer erkalten lassen, weil man die großen Kinder nicht zu schnell der Schellen und ihrer Puppen berauben wollte, und hätte man jede Möglichkeit von Rückfällen ausgeschlossen, so wäre die einem eßlustigen Volke angeborene Geistesrichtung leichter verbesserungsfähig geworden. Dann würde man den Zeitpunkt, da diese Geschöpfe, die heute an der Genußsucht haften, der geistigen Erhebung zugeführt werden können, für weniger weit entfernt halten müssen, als er es jetzt zu sein scheint. Die Seelenärzte müssen sich gleich den wirklichen Heilkünstlern mit Festigkeit wappnen und nicht vor dem ersten Schrei eines Kranken zurückweichen, der sich gegen die Hand auflehnt, die seine gründliche Heilung will.

Seitdem man es unternommen hat, sie der Besprechung in einem Wochenblatte zu unterziehen, sind sie weniger lächerlich und ihre Ausdrucksweise ist weniger roh als früher. Ein gewisser Piaristenpater, Wiser [34], hat es jedoch erfahren, daß es noch nicht an der Zeit ist, von Vernunft zu reden, wenn man allein steht, und es hat der Vermittlung der höchsten Macht bedurft, ihn den Verfolgungen eines Konsistoriums zu entziehen, das sich durch seinen Eifer auszeichnet, die Fortschritte der Aufklärung zu verzögern. Wenn einmal die Prediger nicht mehr von einer Dogmatik erfüllt sein werden (nebenbei bemerkt, die größte Beschimpfung, die man sowohl der Religion Jesu Christi, wie der gesunden Vernunft antun kann), die aus dem Studium der Gottesgelehrtheit ausgeschlossen werden sollte, wenn sich diese Leute auf die göttliche Lehre des Evangeliums beschränken werden, so wird ihr Wirken ebenso weit vom Hader wie von hochtrabenden Lobpreisungen für irgendeinen uninteressanten Heiligen entfernt sein. Wenn sie und ihre Zuhörer einmal deutsch können werden, so darf man

hoffen, daß die Dämmerung, die hie und da die jetzt herrschende tiefe Finsternis zu durchdringen beginnt, dem Lichte weichen wird, des Fürsten würdig, der allein wirklich und aufrichtig bemüht ist, diesen hellen Tag herbeizuführen.

Schule, Erziehung

Nachdem ich von dem gesprochen habe, was man als Schule der großen Kinder bezeichnen kann, ist es Zeit, mich jener zuzuwenden, wo die wirklichen Kinder und die Jugend ihre Ausbildung erhalten.

Ich besitze kein genügendes Urteil über die Art von Schulen, die Normalschulen heißen, um ihnen viel Gutes oder Schlechtes nachrühmen zu können. Ich überlasse es der Zeit und dem Zufall, der mich, vielleicht, lange genug leben lassen wird, um mich davon zu überzeugen, daß diese Einrichtungen einigen Wert haben. Wenn nach zwanzig Jahren (wenigstens in den großen Städten) nur mehr die alten Leute ihren entsetzlichen Dialekt sprechen werden, so will ich mich zu der Ansicht bekehren lassen, daß diese Anstalten dem ihnen gesteckten Ziele nahegekommen

sind. Wenn nach dreißig Jahren die ungarischen, böhmischen, wallonischen und lombardischen Bauern imstande sind, die wichtigste Sprache der Monarchie zu verstehen und sich darin auszudrücken, so werde ich gerne einräumen, daß die sogenannten Normalschulen meine Erwartungen übertroffen haben.

Ich gestehe, daß die gegenwärtige Methode des Lateinunterrichtes zwar weit entfernt ist von jener Vorstellung, die ich mir von diesem Teil der Pädagogik gemacht habe, daß sie aber noch viel mehr taugt als die alte Art, die so lange das Steckenpferd der Jesuiten gewesen ist.

Über die philosophischen Studien kann ich mir keine Ansicht bilden, da ich noch nicht die Muße fand, mich mit der dreijährigen Lehrweise dieses Gegenstandes genügend zu befassen. Diese Zeit ist zu lang, zur bloßen Aneignung der Grundzüge dieser Wissenschaft und wieder zu kurz, um Philosophen heranzubilden. Übrigens kann und soll dies niemals der Zweck öffentlicher Schulen sein.

Das Rechtsstudium, das die Jugend zwingt, ihm fünf fruchtlose Jahre zu opfern, verdient den gleichen Vorwurf. Zwei Jahre

der Unterweisung in der Geschichte des römischen und öffentlichen deutschen Rechtes und gute, einfache, klare, jedermann verständliche, dem jetzigen Zustand der Gesellschaft und unseren Fehlern und Gebräuchen angepaßte Gesetze müßten genügen. Denn die Gesetze wollen uns ja nur glücklich machen. Auf diese Weise würde man den Rechtsbeflissenen mehrere Jahre ersparen, da ihre Vollkommenheit sich nicht immer im gleichen Verhältnis zu der ihnen aufgezwungenen Studienzeit steigert. Alle einst von den Mönchen errichteten Hochschulen taugen nichts. Wenn man aber dachte, die althergebrachten Schäden durch Entfernung der Lehrer auszutilgen, war man in einem Irrtum befangen. Diese Anstalten waren zu sehr erfüllt von den Fehlern ihrer Lehrer, als daß sie sofort in ein neues Fahrwasser hätten steuern können. Trotzdem aber ist es eine Wohltat, Institute zerstört zu haben, wo die Jugend mindestens durch falsche Erziehungsgrundsätze verdorben wurde.

Wäre es aber nicht angebracht, einige Schulen nach dem Muster der einzigen zu errichten, die würdig ist, als Muster zu dienen? Ihrem Leiter, diesem in so vielen

Belangen ehrenwerten Soldaten[35], ist es gelungen, die ihm anvertraute Lehranstalt auf einen Punkt der Vollkommenheit zu bringen, die für ihn gleich ehrenvoll ist, wie erstaunlich für alle jene, die einst diese Akademie kannten. Ihn sollte man dazu bewegen, noch eine weitere Schule zu gründen, wo die wohlhabenden Eltern durch Entrichtung eines Schulgeldes ihren Kindern die gleiche Erziehung sichern könnten, die der Staat jenen bietet, die er in Wiener-Neustadt unter seinen Schutz genommen hat.

Es ist eines großen Herrschers würdig, eine Militärakademie zu besitzen, wo die Offizierskinder erzogen werden, ohne ihren Eltern zur Last zu fallen. Aus dieser Pflanzschule gehen die Nachfolger jener hervor, die nun so großmütig für ihre Dienste belohnt werden. Sollte man aber nicht auch den vom Glücke mehr Begünstigten eine Gelegenheit bieten, das Geld für die Ausbildung ihrer Kinder gut zu verwenden, deren Leistungen jenem Staate zum Nutzen gereichen sollen, in dem sie einst die hervorragensten Stellen bekleiden können. Man gestatte mir die von keiner Voreingenommenheit für den Adel ein-

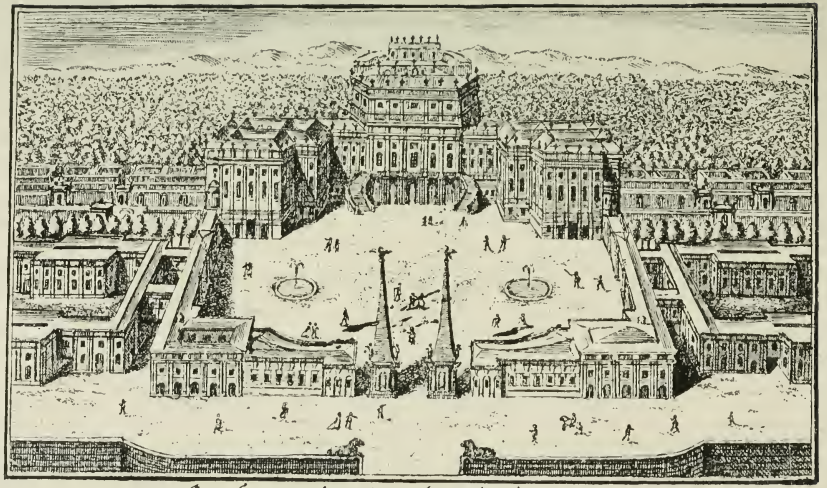
gegebene Bemerkung, daß die alten Verdienste der edlen Geschlechter immer zugunsten ihrer Sprossen sprechen werden. Es ist daher eine Pflicht des Staates, den Adel in Stand zu setzen, sich für die ihm vorbehaltenen hohen Würden vorzubereiten und jenen Grad der Bildung zu erlangen, durch die allein er diesen Vorzug verdienen kann.

Es ist noch nicht an der Zeit, in Europa von einer Nationalerziehung zu sprechen. Die darauf abzielenden Entwürfe erschienen allen Herrschern zu kostspielig, obwohl sie dem einzelnen Bürger keinen größeren Aufwand auferlegten, als ihn oft ein Privatmann macht, um ein Frauenzimmer zu beschenken, das ihm in weniger als vierundzwanzig Stunden einen Denkzettel für das ganze Leben verabreicht.

Kehren wir zu dem zurück, was ist, ohne davon zu sprechen, was sein könnte. Man hat in Wien die Eigenheit, nur französische Erzieher und Erzieherinnen zu wollen, ohne zu bedenken, daß die französischen Väter und Mütter, mindestens ebenso wie die unseren, darauf erpicht sind, ihre Kinder gut erziehen zu lassen. Alles, was an tauglichen Leuten in Frank-

reich vorhanden ist, findet ausreichende Beschäftigung, ohne genötigt zu sein, ein Land zu verlassen, das, von jedem Patriotismus abgesehen, als Aufenthaltsort fast allen anderen Staaten vorzuziehen ist. Deshalb haben auch alle jene, die aus Frankreich zu uns kommen, um Kinder zu verderben, einen Roman bereit, der ihre Auswanderung aus Frankreich und ihren Aufenthalt in Deutschland rechtfertigen soll, in jenem Deutschland, das sie ungefähr mit den gleichen Augen betrachten, wie einst die Römer Cappadozien. Die deutsche Gutmütigkeit vertraut gewöhnlich dem Abschaum des französischen Volkes ihren kostbarsten Besitz an. Man ist zufrieden, wenn man die jungen Geschöpfe die Sprache unserer Nachbarn radebrechen hört, und kümmert sich sehr wenig darum, ob es rohe Unfähigkeit oder gänzliche Unzulänglichkeit der Erzieher und Erzieherinnen zuwege bringt, in diesen jungen Menschenpflanzen den Keim der Vernunft zu ersticken. Man gebe ihnen französische Sprachlehrer, ich habe nichts dagegen einzuwenden. Meist sind sie von dreierlei Arten: ehemalige Offiziere aus mehr oder minder guten Familien (sie be-

haupten immer das erstere), oder wegen eines Zweikampfes (den man übrigens in Frankreich sehr milde beurteilt) oder vor dem unversöhnlichen Hasse irgendeines Ministers oder Generals (diese Herren werden immer als sehr haßerfüllt geschildert) aus ihrem Vaterlande Geflüchtete. Ich wette aber, daß sie die Schrecklichen sicherlich niemals gekannt haben, denen sie solche Schauergeschichten nachsagen. Öfter sind es auch Geistliche, die durch die Strenge ihres Bischofs oder den Verdacht des Jansenismus zu einem Klimawechsel gezwungen wurden. Alles dies gilt mir gleich. Im Laufe einer einzigen täglichen Unterrichtsstunde, die in Gegenwart eines seines Amtes würdigen Erziehers erteilt werden müßte, werden sie unsere Kinder nicht verderben, sie durch ihren Leichtsinn nicht vergiften oder durch Prügel verdummen, die weit eher ihnen gebühren würden, trotz der prunkhaften Titel, die sie sich oft in der Fremde beilegen. Solange sie den Kindern nur französischen Unterricht erteilen, kann es gleichgültig sein, ob sie aller Eigenschaften entraten, die nötig sind, das Gemüt eines Edelmannes zu bilden. Auch ihr Betragen mag



K. Lustschloß Schönbrunn.

ebenso schlecht sein wie ihr Kopf, und ihre Kenntnisse mögen auf der gleichen Höhe stehen wie ihre Grundsätze. Alles das macht uns weder kalt noch warm, und man läuft höchstens Gefahr, unnötig Geld ausgegeben zu haben, denn auf zehn Franzosen kommen höchstens vier, die ihre Sprache gründlich beherrschen.

Man werde sich aber doch endlich darüber klar, daß Menschen, die sich wie Taugenichtse benehmen, die weder gute Umgangsformen noch Haltung besitzen, die uns die Wahl überlassen zwischen Unverschämtheit oder Tücke (beide schöne Eigenschaften finden sich übrigens sehr häufig vereint), daß solche Menschen nicht dazu taugen, unsere Kinder zu bilden. Denn es ist unmöglich, anderen etwas zu geben, was man nicht selbst besitzt. Wenn man das Glück gehabt hat, einen Mann in gesetzten Jahren zu finden, zum Beispiel einen Offizier, den seine Verwundungen oder andere Gebrechen zu einem vorzeitigen Ruhestand gezwungen haben, oder einen Gelehrten, der aus Freundschaft oder anderen Umständen das traurige Los eines Erziehers lieber hat, als die Möglichkeit, von Verlegern ausgebeutet zu werden, so

greife man zu. Wenn solche Leute es auf sich nehmen, das eine oder andere unserer Kinder unterrichten zu wollen, so vereinigen sie meist alle Eigenschaften in sich, die für ihr schwieriges Amt erforderlich sind. Dann fraget niemals, welchem Volke sie entstammen, und kümmert euch nicht darum, ob sie eine gute oder schlechte französische Aussprache haben! Die Biedermänner bilden auf der Welt eine einzige Nation. Diese Leute bezahlet reichlich und bezeiget ihnen eure Gunst, glaubet aber auch, daß ihr unter einem glücklichen Stern geboren seid, wenn es euch gelingt, einen solchen Jugendbildner zu erlangen. Wenn ihr aber nicht reich oder glücklich genug seid, auf einen solchen Phönix zu stoßen, so ziehet stets den bescheidenen Ehrenmann von einfachem Gehaben dem literarischen Prahlhans oder Windbeutel vor, hütet euch aber vor jenen, die beides sind. Es gibt ihrer nur zu viele, und wenn ihr es euch in den Kopf setzt, Lehrer aus einem bestimmten Volke zu haben, so werdet ihr die Erfahrung machen, daß gute Erzieher oder Erzieherinnen ebenso selten sind, wie gute Rassepferde in England.

Spaziergänge

Der Augarten, der Prater, das Belvedere, die Bastei.

Der Augarten ist ein schöner Park, der zwar nicht im englisch-chinesischen Stil angelegt ist, aber prachtvolle Teile enthält, die jenes Fürsten würdig sind, der ihn dem Volke zugänglich gemacht hat. Eine Inschrift oberhalb des Tores beweist, daß Josef die heiligen Rechte der Menschheit kennt. Ich würde im Augarten gerne einige Teiche sehen. Vielleicht sind sie aber nicht angelegt worden, weil die unmittelbare Nachbarschaft der Donau es zu leicht gemacht hätte, den Anlagen diesen Schmuck zu verleihen, den ich in einem schönen Garten für unentbehrlich halte.

Da sich im Augarten eine Gastwirtschaft befindet, die Mahlzeiten aller Art zu verschiedenen Preisen bereit hält, und der Garten jedermann zugänglich ist, wird dieser Vergnügungsort ziemlich stark besucht, natürlich auch von Schönen, die hinkommen, um sich sehen zu lassen oder Verehrer zu finden. Die verschiedenen Schichten des Adels, vom höchsten bis zum niedersten, veranstalten hier ihre mehr oder minder reichen Gastmähler, die auch nach dem

Aufwande an Speisen entsprechend verschieden sind.

Wären die Vorstädte mit der inneren Stadt vereinigt, so wäre der Wiener Augarten das, was die Tuilerien für Paris sind. Einstweilen wird dort des Morgens jene Unzahl von Versen geschmiedet, die Apollo meist verurteilt, im starken Gegensatz zu den Lesern, die davon ebenso begeistert wie überfüttert sind. Auch verabredet man oft morgendliche zärtliche Zusammenkünfte im Augarten, für die anderwärts kein passender Ort zu finden ist. Man begnügt sich dort aber stets mit den einleitenden Schritten.

Der Herrscher besitzt in unmittelbarer Nähe des Parkes eine kleine Einsiedelei, ein ebenso hübsches wie schlichtes Häuschen, wo er gerne als einfacher Privatmann lebt, um nur von Zeit zu Zeit die Freuden des öffentlichen Gartens zu genießen. Sein Gärtchen steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Augarten, es schützt ihn aber von der Neugier der Spaziergänger. Will er seinen Teil an den Freuden haben, die er dem Volke gönnt, so braucht er nur sein enges Revier zu durchschreiten, um sich inmitten einer Menge zu befinden, die seine

Volkstümlichkeit daran gewöhnt hat, sich in ihren Vergnügungen durch seine Gegenwart nicht stören zu lassen.

Der Prater ist ein ziemlich großer Forst, der von Hirschen und Wildschweinen wimmelt. Einst haben die Jesuiten einem der Ferdinande diesen Wald abgeschwätzt, aber seit einem Jahrhundert haben seine klugen Nachfolger dieses Gebiet jenen frommen Vätern wieder abgenommen, denen ein für den Hof so bequemes Jagdgebiet ebensowenig ziemte, wie die Herrschaft in Paraguay. Bis zu dem Augenblicke, da der Kaiser seinem Vater nachfolgte, war es nur zu gewissen Monaten des Jahres gestattet, dort zu lustwandeln. Der Freund der Menschheit hat aber den Prater für alle Jahreszeiten freigegeben, ihn durch ein großes Grundstück, das der Stadt gehörte, vergrößert und überdies durch malerische Gartenwege verschönert. Da er den Geschmack seines Volkes genau kennt, hat er erlaubt, daß man dort eine Unmenge von Kaffeehäusern, Weinbuden und Kneipen errichtet. Denn Josef weiß, daß man den Wienern Gelegenheit bieten muß, ihrer Eßlust zu frönen. Der Prater ist vielleicht der schönste Spaziergang Europas, beson-

ders an jenen Tagen, wo die sehr gut ausgeführten Feuerwerke Stuwers[38] eine ungeheure Menge hinlocken, die so alle Vergnügungen genießt und den Glanz des gebotenen Schauspieles erhöht.

Das am Ende des Praters erbaute Jagdhaus ist ein Rundbau und gewährt nach allen Seiten freie Aussicht, die durch die Donau unendlich verschönert wird. Es wäre nicht verfehlt, über das Wasser, das die zu dem Jagdhaus führende Allee durchschneidet, eine steinerne Brücke zu legen, denn jetzt muß man einen Umweg machen, um dorthin zu gelangen. Es scheint mir, daß man diesen Bau anmutig gestalten könnte, und so würde dieser reizende Ort den einzigen Schmuck erhalten, dessen er noch bedarf. Wer weiß, ob dieser Plan und viele andere nicht während der Herrschaft eines Kaisers verwirklicht werden wird, der keine Gelegenheit vorübergehen läßt, seine Hauptstadt durch Baulichkeiten zu verzieren, die der Nachwelt den Glanz seiner Regierung ebenso verkünden werden, wie seine Neigung für das Große und Schöne jeder Art.

Das Belvedere, einst der Wohnsitz eines Helden, der furchtbarsten Wehre dreier Kaiser, birgt jetzt die Gemäldegalerie,

die an gewissen Tagen jedem Besucher ebenso offen steht, wie sein Garten stets zugänglich ist. Da es aber an diesem Vergnügungsorte nichts zu schmausen gibt, wird er nur dann besucht, wenn eine der ebenso unvermuteten wie seltenen Überschwemmungen den Augarten dem Eintritt verschließt. Bildeten Vorstädte und Stadt nur ein großes Gebiet, so wäre das Belvedere das Palais-Royal von Wien; die Erwerbung des Schwarzenbergischen Palastes mit seinem Garten durch den Staat würde den Luxembourg darstellen, und das Ganze entspräche den drei öffentlichen Gärten von Paris; Wien hätte aber vor der französischen Hauptstadt den Vorzug eines in seinem Weichbilde befindlichen Waldes, des anziehenden und romantischen Praters, einen Vorzug, den keine Stadt der Welt ihm streitig machen könnte.

Die in Boulevards umgewandelten Basteien müßten ringsum mit Alleen bepflanzt werden, was ja jetzt schon teilweise geschehen ist. Sie würden im Mittelpunkte der Hauptstadt den Wagen die gleichen angenehmen Straßen bieten wie die Boulevards in Paris. Jetzt werden die Basteien nur von Fußgängern aller Art als Spazier-

gänge benützt. Sie sind nur durch das kleine Gehölz, den Hofgarten, geschmückt, aus dem man aber allen erdenklichen Nutzen zieht, und den der Menschenfreund ebenso der Allgemeinheit aufgetan hat, wie seine Landsitze.

Schönbrunn, Laxenburg

Schönbrunn ist ein weitläufiges Lustschloß, dessen Bau der Sieger von Landau begann und die unsterbliche Maria Theresia beendete. Der prachtvolle Park ist nicht ganz im Geschmack Le Nôtres angelegt und würde alle Arten der Gartenkunst in seinen weiten Gefilden bergen, wenn man jenseits des Denkmals, das die Herrscherin zur Erinnerung an den Frieden von Teschen erbaute, das ganze Gelände bis Hetzendorf bepflanzte. Hier wäre genügender Raum für einen einzig in seiner Art dastehenden englischen Garten, wo die Kunst nur der Natur liebreich zu Hilfe kommen müßte, um sie ebenso entzückend wie abwechslungsvoll zu gestalten. Dieser Garten ist allgemein zugänglich und ziemlich besucht dank einem ausgezeichneten Traiteur, der die

österreichischen Mägen, die verwöhntesten auf Erden, mit mehr als magnetischer Kraft anzuziehen versteht. Es ist zu hoffen, daß man den in großem Umfange begonnenen, des Übrigen würdigen Bau des Wasserfalles bald fertigstellen wird.

Laxenburg ist ein anderes Lustschloß des Hofes, wo der Falknerei gehuldigt wird und der Kaiser gelegentlich des Minkendorfer Übungslagers zu wohnen pflegt. Das Schloß ist reizend in seiner ländlichen Unregelmäßigkeit, entbehrt aber dabei weder der Bequemlichkeit noch der Pracht. Der sehr stark vergrößerte Park ist vielfach geziert, aber noch verbesserungsfähig. Da man hier sehr viel Wasser zur Verfügung hat, könnte man daraus Nutzen ziehen, um Kanäle und breite Teiche zu schaffen. Hier hat die Natur einen englischen Garten hervorgezaubert, der nur die helfende Hand erwartet, um sich fast mühelos allen Launen zu fügen, wenn man nicht gerade Hügel aufzuwerfen beabsichtigt, die der Örtlichkeit fehlen. Die das Schloß umgebenden Teile des Parkes sind in einer Art angelegt, die sich an keinen Stil anlehnt, aber nichtsdestoweniger beste Wirkung tut.

Baden

Es wäre ungerecht, von dem österreichischen Bath oder Spa zu schweigen, das zwei Meilen von der Hauptstadt entfernt gelegen ist. Hier liefert eine Schwefelquelle mehr oder weniger heiße Bäder, die sich gegen verschiedene Leiden sehr bewährt haben.

Man beginnt jetzt, diesen Ort ein wenig aus der Vernachlässigung zu erlösen, in der er sich so lange Zeit befand. Aber es bleibt noch viel zu tun übrig, bevor Baden auf die Höhe der besuchten Badeorte des Auslandes gebracht sein wird. Ohne gepflegte Spaziergänge verfügt der Ort einzig und allein über die natürliche Schönheit seiner Umgebung. Man muß in einer Scheune Theater spielen, und es gibt nicht einen einzigen öffentlichen Garten, der des Besuches würdig wäre.

Deshalb sind bisher auch nur diejenigen nach Baden gegangen, die ihre Gesundheit dazu zwang, dort ihre Kuren zu machen und nur von Zeit zu Zeit Besuche ihrer Freunde oder Verwandten zu empfangen. Die Müßiggänger und gesunden Kranken, deren es in anderen gleichen Stätten nur zu viele gibt, weil es dort nicht an Unterhaltung

mangelt, würden hier kaum ihre Rechnung finden. Wenn auch das Kasino und die im vorigen Jahre veranstalteten Bälle stärker besucht wurden, so war dies nur ein Scheinerfolg, den die allen Großstädten eigene Vorliebe für jede wie immer geartete Neuheit verursachte. Für die Zukunft ist noch immer nicht gesorgt, da es hier keine jener Annehmlichkeiten gibt, die man anderwärts antrifft.

In der Umgebung Wiens gibt es noch einige andere Heilbäder, die ebensowenig besucht wie unscheinbar sind und die Erwähnung gar nicht lohnen. Da es aber die romantische Umgebung Badens an Schönheit mit jedem anderen Orte aufnehmen kann, würde es sich nur darum handeln, jene Vergnügungen ins Leben zu rufen, die andere Badeorte bieten. Auch müßte man die Natur ein wenig unterstützen, um daraus einen entzückenden Ort zu schaffen. Ein Teil der dann zuströmenden Besucher würde dort Genesung finden, der größere Teil aber den Grund zu neuen Krankheiten legen. Baden bedürfte nicht des widerlichen Hilfsmittels des Spieles, das einen Haufen von Spitzbuben nach Spa lockt und danach angetan ist, die anständigen Leute zu ver-

treiben, die nur als Opfer hinkommen, um dem üblen Tun jener Elenden zu unterliegen. Die Örtlichkeit ist ebenso angenehm wie verschiedenen Verbesserungen zugänglich, und man könnte in Baden mehrere unschuldige, dem Heilzwecke nicht abträgliche Zerstreuungen bieten und auf eine so hohe Vollendung bringen, daß man dort gerne auf die Spiel genannte Habsucht verzichtete, die, zu einem vermeintlichen Vergnügen geworden, fast immer brennende Reue in den Herzen jener zurückläßt, die sich ihr ohne Rückhalt hingeben.

Redouten- und andere Tanzsäle

Die Redouten finden in Maskenanzügen statt und werden nur im Fasching abgehalten, oder wenn es dem Herrscher beliebt, sie bei besonderen Gelegenheiten zu gestatten. Die Säle und Erfrischungsräume sind ziemlich weitläufig und leidlich gut beleuchtet.

Man genießt den Vorteil, auf den Redouten in jenen Räumlichkeiten auch zu mehr oder minder hohen Preisen essen zu können. Diese Speisezimmer sind aber jetzt weit weniger besucht als zur Zeit ihrer Wiederherstellung, und man trifft dort

Masken an, deren Unsauberkeit ihnen eigentlich den Eintritt verwehren sollte. Ohne vom Stande sein zu müssen, sollte man meiner Ansicht nach wenigstens rein gekleidet sein, wenn man eine Redoute besuchen will. Im großen Saale tanzt man meist mehrere Stunden lang Menuett, sowie einige Kontertänze und Allemanden nach österreichischem Geschmack. Im kleinen Redoutensaal wird ebenfalls getanzt, aber ich glaube, daß sich das Publikum, mit Ausnahme einiger immer scheuer Liebespaare, auf diesen Festen nicht übermäßig gut unterhält. In den Vorstädten gibt es eine unendliche Anzahl von Tanzsälen, die wechselnden Zuspruch finden, je nachdem der Wirt in gutem oder schlechtem Rufe steht. Dieser richtet sich nach der Güte der dort verabreichten Kost und nach dem Wein, den es zu trinken gibt. Die Feinschmeckerei ist immer die stärkste Triebfeder für alle Vergnügungen einer gewissen Art von Wienern.

Überdies tanzt man an Sonn- und Feiertagen fast das ganze Jahr hindurch in den Schenken, wo das niederste Volk die Ermüdungen der Woche dadurch zu vergessen trachtet, daß es schwerfällig herum-

hüpft und sich an Nationalspeisen gütlich tut, die es mit einem stets schlechten, gewässerten Wein begießt.

Die Schlittenfahrten

Diese waren und sind noch eine Art Hoffestlichkeit, denn die Schlittenfahrten der Bürger finden immer bei Nacht statt. Die Schlittenfahrten des Hofes sind ebenso prächtig wie einzig in ihrer Art, und der Glanz der Gespanne, die prachtvollen Livreen, die große Anzahl der berittenen Diener und Läufer, der Winterputz der Damen und der Herren wetteifern miteinander an Schönheit. Da Lady Montague[87] diese Art von Veranstaltungen sehr gut geschildert hat und auch erzählt, wie die Leibgarde und die stets unzählbaren Zuschauer dieses Schauspiel großartig gestalten, will ich mich darauf beschränken, festzustellen, daß die Schlittenfahrten des Hofes ebenso selten geworden sind wie die festlichen Hofbälle. Selbst die Schlittenfahrten der Bürgerschaft sind weniger häufig, und es scheint, daß man lieber in einer auf einen Schlitten gestellten Kalesche spazieren fährt, als, prachtvoll angetan, vor Kälte stirbt. Überdies waren diese Schau-

stellungen immer schöner als unterhaltend, und die Mitwirkenden fanden dabei keine andere Befriedigung, als den Beifall, den man der Pracht ihrer Fahrzeuge spendete.

Equipagen

Der Geschmack an Wagen ist jetzt etwas weniger rückständig, als früher, und man hat sich den wechselnden Moden ziemlich angepaßt, ohne im allgemeinen so prachtvolle Fahrzeuge zu besitzen wie in Paris. Niemals aber hat man sich herbeigelassen, die sogenannten Kabrioletts zu verwenden, an deren Stelle man hier die sogenannten Pirutschen gebraucht. Diese sind gewöhnlich zweispännig und mehr oder minder zierlich. In Wien findet jedermann seine Freude am Kutschieren, und dies wird den Fußgängern manchmal zum Verhängnis.

Die Platzwagen sind nicht mehr so schmutzig wie früher und jetzt fast ebenso sauber und reinlich wie in Paris, obwohl es auch da noch manches zu verbessern gäbe.

Die Fiaker jedoch sind den französischen unbedingt überlegen, sowohl durch die Bequemlichkeit der Fahrzeuge wie

die Güte der Gespanne. Es gibt hier eine Menge Mietpirutschen, auf denen sich unsere Automedone aller Art dem Vergnügen des Kutschierens hingeben, wobei sie nur zu oft das Schicksal Phaëtons erleiden, aber meist mit einigen Wunden oder Beulen davonkommen. Ihre Ungeschicklichkeit im Wagenlenken entzündet nicht das Weltall, und sie ähneln dem genannten Gotte nur durch ihre rasende Geschwindigkeit.

Herbergen

Es ist beschämend für die Hauptstadt eines großen Staates, daß die kleinste Stadt im Reiche reinlichere und besser geführte Herbergen aufweist als Wien, von Frankreich oder anderen Ländern ganz zu schweigen. Hier herrscht in allem, was man Gasthof nennt, der größte Schmutz. Wenn man nicht durch die Gewohnheit abgestumpft ist, kann man dort unmöglich wohnen oder essen, ohne Ekel zu empfinden.

Der große Zustrom von Menschen, die durch Geschäfte genötigt sind, nach Wien zu kommen, bewirkt es, daß diese unwürdigen Kneipen, bei deren Betreten der

Die Ursprungsquelle in Baaden

Magen sich sofort empört, trotzdem überfüllt sind. Da die meisten Provinzbewohner recht wenig auf Reinlichkeit halten, meinen sie, noch gut untergebracht zu sein, wenn sie ein von Ungeziefer, Fett und Staub starrendes Zimmer beziehen dürfen. Man reicht ihnen in schlecht gereinigtem Geschirr die derbe Kost, die unter dem niederen Volk beliebt, aber noch immer eßbarer ist, als das in den Provinzen übliche mit Knoblauch oder geschmolzenem Speck zubereitete Futter. Ich staune, daß sich nicht ein paar Privatleute finden, die einige tausend Gulden wagen, um aus Menschlichkeit gegen die Reisenden jene unwürdigen Menschenschinder zugrunde zu richten, die uns die Unannehmlichkeit, ihre Ställe bewohnen zu müssen, mit Gold aufwiegen lassen. Man wird bei diesen Leuten schonungslos vergiftet, und ich lasse mich nicht davon abbringen, daß zwei oder drei gute Herbergen, auf französische oder reichsdeutsche Art geführt, die unverschämten, jetzt bestehenden Buden dazu brächten, sich dem einmal gegebenen Vorbild zu fügen, wenn sie nicht ausschließlich von Fuhrknechten und dergleichen besucht sein wollen. Der Fremde,

der nicht lange genug in Wien bleibt, um dort ein Zimmer mieten zu können, würde nicht, wie heute, gezwungen sein, in diesen unwürdigen Schlünden des Unrates seufzend eine ebenso abstoßende Nahrung gleich teuer zu bezahlen, wie die Höhle, wo man ihm die Speisen vorsetzt, oder die Lagerstätte, die man ihm anbietet, um ihn gänzlich umzubringen, wenn er das Unglück gehabt hat, nicht sein eigenes Bettzeug mitzuführen.

Letzte Gedanken oder Epilog

Trotz aller Vorwürfe gegen den Herrn Professor v. Sonnenfels und seine Ansichten muß man doch einräumen, daß er Opfermut genug besessen hat, das jetzige Aufdämmern eines erträglicheren Geschmackes vorzubereiten. Die Widerwärtigkeiten, auf die seine ersten Versuche stießen, das Märtyrertum, dem er sich aussetzte, als er die Hanswürste in Kutten entlarvte, während er gleichzeitig das bunte Urbild dieser Herren und sein Gefolge von der nationalen Schaubühne verjagen wollte, sichern ihm die Dankbarkeit der denkenden Menschen. Wenn man auch nicht blind sein darf gegen seine

Fehler, muß man dennoch mit einem Manne Nachsicht üben, der lange Zeit hindurch der einzige war, auf den alle von den dunklen Mächten gesponnenen Ränke niederfielen. Er hatte den Mut, zu einer Zeit, wo in Wien mit Ausnahme einiger Fremder niemand Deutsch zu schreiben verstand, die Reinheit der Sprache sorgfältig zu pflegen und die heimischen Vorurteile mit einer Kraft und einer Energie zu bekämpfen, die der Erfolg gerechtfertigt hat.

Mehr Männer seiner Art hätten sehr viel zu leisten vermocht, besonders wenn sie die Eigenschaften des Herzens mit denen des Geistes vereinigt und niemals einen unpassenden Gebrauch von den ihnen verliehenen Gaben gemacht hätten. Sie zogen aber vergänglichen Glanz und geniales Tun dem Fleiße vor.

Denis[38] und Mastalier[39] waren die ersten, die dem Wiener Parnaß vor dem Auslande Ansehen verschafften, und sie finden auch jetzt noch sicherlich in der Fremde mehr Anwert als in ihrer Heimat. Unter den jüngeren Dichtern nimmt Blumauer[40] sowohl durch die Leichtigkeit seiner Verse als durch die Zierlichkeit

seines Witzes den ersten Rang ein. Besonders aber eignet diesem Mann große Heiterkeit, der man nur schwer widersteht; er verfolgt alles, was ihm belachenswert erscheint. Der Kreis seiner Freunde besteht aus leidlichen Dichtern, die ihm auf ihre Weise aber offensichtlich nachstreben.

Die modernen Prosaiker, mit Ausnahme des Herrn Schmidt[41], des deutschen Livius, und einiger Ausländer, sind Zeitungsschreiber, die mit mehr Habgier als Nutzen für ihren literarischen Ruhm die Nachsicht der Zensur ausbeuten, die für das Geschmiere dieser Leute die Duldsamkeit auf die Spitze treibt.

Ich gestehe aber, daß ich gegen den jetzigen ebenso schlecht geschriebenen wie sinnlosen Broschürenhaufen nichts einzuwenden habe. Setzt er auch Wien dem Spotte des Auslandes aus, so ist er doch der erste Schritt auf einem Wege, der nach vorwärts führt. Ein in Schwerfälligkeit versunkenes Volk soll wie ein Kind betrachtet werden, das man alles lesen lassen muß, damit es nur überhaupt liest und dabei Lust am Lesen gewinnt. Früher oder später wird sich der allgemeine Geschmack heben, und man wird Virgil dem Chapelain vorziehen

und nicht mehr zwischen La Fontaine und Grécourt schwanken. Das wage ich von Wien zu hoffen, das in den für die Unterhaltungslektüre ungünstigsten Zeiten dennoch einige Gelehrte hervorgebracht hat, wie Herrn v. Born[42]. Wenn übrigens diese Broschüren nichts anderes täten, als das Empfinden für die nützlichen Einrichtungen des Kaisers schärfen, so müßte man ihnen sowohl ihren geringen Wert als auch ihre sprachliche Unsauberkeit vergeben, die aber noch immer weit höher steht als das Deutsch, das in Wien vor fünfzig Jahren gebräuchlich war. Wären diese Büchlein tiefer durchdacht und besser geschrieben, so würden sie nicht so begierig gelesen und vom Volke so gut verstanden werden. Es handelt sich jetzt darum, das Volk über seine wahren Interessen aufzuklären, indem man ihm Werke in die Hand gibt, die unmerklich belehrend wirken und der Denkart der Menge angepaßt sind.

Das Wiener Volk macht vielleicht raschere Fortschritte als die herrschenden Klassen. Als unzweifelhaften Beweis dafür will ich das Folgende anführen: Im Nationaltheater ist der dem Stücke und den Schauspielern gespendete Beifall auf

den Galerien immer zeitgerechter, als der aus dem Parterre noble und den Logen ertönende. Die dort Thronenden sind immer bestrebt, durch unziemlichen Lärm das Volk daran zu verhindern, seinen Anteil an rührenden, pathetischen oder lustigen Stücken zu nehmen, die es stets besser begreift, als jene, die für die Inhaber billiger Plätze nur Verachtung übrig haben.

Es hieße unverschämt lügen, wenn man behauptete, daß Wien in der Literatur und den schönen Künsten große Fortschritte gemacht hat. Aber ebenso ungerecht wäre es, zu leugnen, daß über dieser Hauptstadt ein Schimmer, eine Morgendämmerung eines gereinigten Geschmackes leuchtet. Damit täte man der kleinen Anzahl wahrhaft großer Männer unrecht, die ihren guten Zwecken selbst die Dummheit dienstbar zu machen wissen. Ebenso unwahr wäre es, wenn man verkennen wollte, daß Wien nicht mindestens ebenso angenehm ist wie eine andere Stadt dieser Art, wenn sie auch in bezug auf Luxus, Ausdehnung und Bevölkerung hinter manch anderer zurücksteht. Es wäre eine weitere Beugung der Wahrheit, wenn man beklagte, daß man sich in Wien nicht unterhalten kann,

wenn man es nur versteht, seine Gesellschaft zu wählen und die Menschen so zu nehmen, wie sie sind.

Man darf nicht meinen, daß es außerhalb Wiens kein Heil gibt. Eine solche Auffassung wäre eine große, nur dem verwöhnten Kinde eines reichen Bürgers verzeihliche Torheit. Die Hauptstadt aber nicht der Mehrzahl der Provinzstädte des Reiches vorzuziehen, bewiese weder Geschmack noch Vernunft. So könnte nur ein Blinder von der Farbe sprechen.

Nur wer den tätigen Geist eines Mannes unterschätzt, von dessen Haupt der Glanz der Allmacht ausgeht, kann vorgeben, daß Wien keiner Besserung seiner physischen und moralischen Verfassung fähig ist.

Es hieße die Menschen überschätzen, wenn man hoffte, daß ein Herrscher, auch von den besten Helfern umgeben, trotz aller glänzenden Eigenschaften des Herzens und des Geistes schon darum allein der glücklichste Souverän werden müsse.

Homo sum, nil a me humani alienum puto.

Man würde von den Menschen und insbesondere von jenen, die tagtäglich den

Stephansturm betrachten, eine falsche Vorstellung hegen, wenn man sich einbildete, daß diese Skizze in Wien ihr Glück machen wird; ebenso wäre es ein Irrglauben, wenn man dächte, daß das Schicksal dieser Kleinigkeit ihrem Verfasser besonders am Herzen liegt. Er hat sich für seine Arbeit kein anderes Los erhofft als jenes der neunundneunzigtausendneunhundertneunundneunzig vergänglichen Bagatellen, welche die Hauptstadt überfluten. Er schmeichelt sich, ein größerer Philosoph zu sein, als man ahnt. Wer aber in dieser Schrift böse Absichten, Schmähungen oder persönliche Angriffe suchen sollte, wäre würdig, solche auf sich gemünzte Dinge darin zu finden.

AMEN

ANMERKUNGEN

[1] Christoph Friedrich Nicolai, Schriftsteller und Buchhändler, 1733—1811, gab 1781 die „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz" heraus, in der er auch Wien und Österreich behandelt, aber ziemlich zahlreiche ungerechte Urteile fällt.

[2] Claude-Louis-Hector Herzog von Villars, 1653—1734, wurde 1718 Kriegsminister Ludwigs XIV. Die Dragonaden waren die unter Ludwig XIV. seit 1681 gegen die französischen Protestanten durchgeführten Zwangsbekehrungen, die mit Unterstützung der bewaffneten Macht, hauptsächlich der Dragoner, stattfanden.

[3] Johann Graf Spork, 1607—1679, berühmter Reitergeneral, schlug am 28. August 1663 bei Kalletschen mit zweitausend Reitern fünfzehntausend Türken und trug zu dem Siege Montecuccolis bei St. Gotthard am 1. August 1654 bei.

[4] Johann Josef Graf Rabatta, kaiserlicher Generaloberst, der unter Prinz Eugen sehr erfolgreich gegen die Türken kämpfte.

[5] Raimund Graf (Fürst) Montecuccoli, Herzog von Melfi, 1609—1650, berühmter österreichischer Feldherr.

[6] Ernst Rüdiger Graf Starhemberg, 1638—1701, Verteidiger der Stadt Wien während der zweiten Türkenbelagerung im Jahre 1683.

[7] Guidobald Graf Starhemberg, 1657—1737, kaiserlicher Feldmarschall, befehligte 1708—1713 das spanische Heer.

[8] Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden, der „Türken-Louis", 1655—1707, Reichsfeldmarschall, der erfolgreiche Bekämpfer der Türken.

[9] Karl Joachim Freiherr von Römer, österreichischer General, Geburtsjahr unbekannt, gefallen bei Mollwitz 1741.

[10] Ludwig Andreas Graf Khevenhüller, 1683 bis 1744, k. k. Feldmarschall.

[11] Otto Ferdinand Graf von Traun und Abensberg, 1677—1748, k. k. Feldmarschall.

[12] Leopold Josef Graf Daun, 1705—1766, k. k. Feldmarschall.

[13] Franz Moriz Graf von Lacy, 1725—1801, k. k. Feldmarschall und Präsident des Hofkriegsrates.

[14] Gedeon Ernst Freiherr von Laudon, 1716 bis 1790, k. k. Feldmarschall.

[15] Wenzel Anton Fürst Kaunitz-Rietberg, 1711 bis 1794, war von 1753 bis zu seinem Ableben Geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler.

[16] Karl Hieronymus Graf Pálffy von Erdöd, 1735—1816, ungarischer Hofkanzler, seit 1787.

[17] Rudolf Graf Chotek von Chotkowa und Wognin, 1748—1804, wurde unter Josef II. Hofkanzler, mußte aber sein Amt krankheitshalber niederlegen. Unter Leopold II. wurde er Finanzminister und 1802 Oberster Burggraf von Böhmen,

[18] Karl Friedrich Anton Graf Hatzfeld, 1718 bis 1793. War unter Kaiser Josef eine Zeitlang Oberster Kanzler in Wien. Hatzfeld ist der Schöpfer der böhmischen Granatstein-Industrie.

[19] Gerhard Freiherr van Swieten, 1700—1772, berühmter holländischer Arzt, Leibmedicus Maria Theresias.

[20] Anton de Haën, 1703—1776, berühmter holländischer, von Maria Theresia nach Wien berufener Arzt, der Professor der Medizin an der Wiener Universität wurde.

[21] Pietro Bonaventura Metastasio, 1698—1782, berühmter italienischer Dichter, der von Karl VI. zum Hofpoeten ernannt wurde.

[22] Johann Reichsgraf von Fries, 1719—1785, Bankier und Großhändler in Wien.

[23] Josef Wenzel Fürst von Liechtenstein, 1696 bis 1772, k. k. Feldmarschall und General-Land-, Feld- und Hausartillerie-Zeugmeister, reorganisierte unter Maria Theresia die österreichische Artillerie.

[24] Unter dem Großprior dürfte wohl Josef Reichsgraf von Colloredo, 1735—1818, zu verstehen sein, der laut Hof- und Staatsschematismus vom Jahre 1787 Großkreuz des ritterlichen Malteserordens und bevollmächtigter Minister des Ordens am Wiener Hofe war. Colloredo war k. k. Feldmarschall. Er setzte das von Liechtenstein be-

gonnene Werk der sorgfältigen Ausbildung der österreichischen Artillerie erfolgreich und verdienstvoll fort.

[25] Pierre Louis de Maupertuis, 1698—1759, französischer Gelehrter, der von Friedrich dem Großen im Jahre 1740 zum Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt wurde.

[26] Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens, 1704—1771, französischer Philosoph. Friedrich der Große ernannte ihn 1744 zum Direktor der philosophischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften.

[27] Jakob Schmutzer, 1733—1811, berühmter Kupferstecher, Direktor der Kupferstecherschule an der Wiener Akademie der bildenden Künste.

[28] Martin von Meytens, Maler und Hauptdirektor der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien.

[29] Karl Josef Lamoral Fürst von Ligne, 1735 bis 1814, k. k. Feldmarschall, der durch seinen Geist berühmte fruchtbare Schriftsteller, mit dem Graf Fekete sehr befreundet war.

[30] Josef von Sonnenfels, 1732—1817, der österreichische Gelehrte und Aufklärer, der mit Recht der „österreichische Lessing" genannt wird. Sonnenfels schrieb unter anderem die „Briefe über die wienerische Schaubühne".

[31] Friedrich Ludwig Schröder, 1744—1816, einer der bedeutendsten deutschen Bühnenkünstler aller Zeiten, war von 1781—1785 gemeinsam mit seiner Gattin Friederike am Wiener Burgtheater engagiert.

[32] Sophie Albrecht, geboren in Erfurt 1755, gestorben in Hamburg 1841, Tochter des Arztes Paul Baumer und Frau des Arztes und Romanschriftstellers Johann Friedrich Albrecht. Diese bedeutende Tragödin war in Prag von 1785—1795 tätig.

[33] Katharina Jacquet, 1760—1786. Die berühmte Schauspielerin des Burgtheaters in Wien.

[34] Johann Siegfried à Sancta Margareta Wiser, 1752—1810, Piaristenpater, der als Kanzelredner großes Ansehen genoß und später Professor der Pastoral-Theologie an der Wiener Universität wurde.

[35] Franz Josef Graf Kinsky von Wchinitz und Tettau, 1739—1805, k. k. Feldzeugmeister und Oberdirektor der Wiener-Neustädter Militärakademie, der das Institut vollständig reformierte und zu einer Musteranstalt machte.

[36] Johann Georg Stuwer, der bekannte Wiener Kunstfeuerwerker.

[37] Mary Pierrepont Montague, Lady Wortley, 1689—1762, englische Schriftstellerin und Verfasserin der „Reisebriefe vom europäischen Festland", in denen auch Österreich und Wien eingehend behandelt werden.

[38] Johann Michael Nepomuk Denis, 1729—1800, Exjesuit und Dichter, Hofrat an der k. k. Hofbibliothek. Denis war ein begeisterter Verkünder Ossians und schrieb die seinerzeit sehr berühmten „Lieder Sineds des Barden".

[39] Karl Mastalier, 1751—1797, Exjesuit, österreichischer Dichter, der sich besonders an die klassischen Vorbilder des Altertums hielt.

[40] Alois Blumauer, 1755—1798, Exjesuit, der bekannte Wiener Satiriker, Verfasser der travestierten „Äneis".

[41] Michael Ignaz Schmidt, 1736—1794, berühmter Geschichtschreiber, der den deutschen Einheitsgedanken verfocht. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der Deutschen".

[42] Ignaz Edler von Born, 1742—1791, bedeutender Naturforscher und Montanist, der eine große Reihe hervorragender gelehrter Werke verfaßte, aber auch sehr scharfe satirische Schriften gegen die Klostergeistlichen schrieb.

INHALT

Einleitung 7
Erste Gedanken oder Prolog 15
Skizze eines lebenden Bildes von Wien, entworfen von einem Weltbürger 17
Über das Volk im allgemeinen 32
Die niedere Geistlichkeit 36
Die Dicasterien oder Departements 37
Das Heer 41
Über den hohen Adel und die sogenannte gute Gesellschaft 45
Der niedere Adel 58
Die Universität 60
Zensur 63
Bibliotheken 65
Schöne Künste, Malerei 66
Theater 69
Prediger 73
Schulen und Erziehung 74
Spaziergänge 83
Schönbrunn, Laxenburg 88
Baden 90
Redouten- und andere Tanzsäle 92
Schlittenfahrten 94
Equipagen 95
Herbergen 96
Letzte Gedanken oder Epilog 98
Anmerkungen 105

UCSB LIBRARY
X-50726

WIEN BERLIN **RIKOLA VERLAG** LEIPZIG MÜNCHEN

BRIEFE VON JOSEF KAINZ

Herausgegeben und eingeleitet von
HERMANN BAHR

Wer Kainz jemals auf der Bühne gesehen, vergißt ihn niemals wieder. Wie in einem Brennspiegel erscheint uns seine ungewöhnliche Persönlichkeit in diesen Briefen, die eine Fülle des neuen Intimen, so über seine vielbesprochene Freundschaft zu dem unglücklichen Bayernkönig Ludwig II., bringen.

Mit drei Bildbeigaben.

Brosch. M 30.— (K 500.—), Geb. M 35.— (K 560.—).

HUGO WOLF
BRIEFE AN ROSA MAYREDER

„Ein neuer Schatz ist gehoben worden, der in der Hugo Wolf-Gemeinde, die heute bereits über die ganze internationale musikalische Welt verbreitet ist, mit Freude und Ehrfurcht begrüßt werden wird."

(Neues Wiener Journal)

Brosch. M 20.– (K 300.–), Geb. M 24.– (K 360.–)
Halbleder M 60.—

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 608 678 9